

13/14

N°7

**Campuszeitung der
Ludwig-Maximilians-Universität**

Intro

CAMPUSZEITUNG NO. 7 - ALLES NEU

Wir haben Fragen gestellt. An Dozenten, an Femen, an die Frauenbeauftragte, an Erasmusstudenten, an junge engagierte Münchner und zuletzt an uns selbst.

Kein Schwerpunkt. Kein Titel. Dafür ein neues Layout und verbesserte Haptik. Wir haben die siebte Ausgabe der Campuszeitung lesenswerter gestaltet.

Viel Vergnügen bei der Lektüre.

WIR SUCHEN IMMER
STUDIERENDE FÜR
REDAKTIONELLES,
LAYOUT UND FOTOS

KONTAKT

campuszeitung@stve.muenchen.de

FACEBOOK

Campuszeitung der Uni München

IMPRESSUM

Campuszeitung
der Studierendenvertretung der
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Redaktionssitz:
Leopoldstraße 15
80802 München

Chefredaktion:
Friederike Krüger
Torsten Romeike

V.i.S.d.P.
Friederike Krüger
Torsten Romeike

Layout:
Friederike Krüger

Werbung:
Fiona Riedl
Torsten Romeike

Redaktion:
Marten Böttcher
Susanne Brandl
Irine Chikhladze
Jessica Christian
Isabell Helger
Caroline Giles
Valeriya Golodyayevska
Friederike Krüger
Fiona Riedl
Torsten Romeike
Hannah Schünemann
David Sumerauer

Koordination Druck:
Torsten Romeike

Druckerei:
MegaDruck.de
Produktions- und Vertriebs GmbH
Eichendorffstraße 34
26655 Westerstede

Auflage:
5.000 Exemplare

Bildnachweis:
So weit nicht anders gekennzeichnet,
unterstehen die in der Zeitung verwen-
deten Bilder den Creative Commons
Attribution-Share oder der GNU Free
Documentation License.

Ausgabe 7

INHALTSVERZEICHNIS



- 4 *SIEBEN FRAGEN* *Sieben Dozenten*
- 6 *ALLES BLOSS SHOW?* *Femen im Blick*
- 8 *GOOD NEWS IS BAD NEWS?* *Das Problem der guten Nachricht*
- 10 *DIE WELT DER DIPLOMATIE*
- 12 *ZUWACHS* *Brauchen wir mehr Studierende?*
- 14 *ES KOMMEN AUCH MÄNNER*
Die LMU-Frauenbeauftragte im Interview
- 18 *TOTALE NEUGIER* *Über den Journalismus*
- 20 *TOTES BUCH* *Eine Branche in der Krise*
- 22 *WANN, WENN NICHT JETZT* *Kind im Studium*
- 24 *AIESEC* *Die weltweit größte Studentenorganisation*
- 26 *GRAUSIGE GRUPPENREFERATE*
- 28 *MEHR ALS NUR BIG BROTHER* *zu George Orwells 110. Geburtstag*
- 30 *WAS DARF WISSEN KOSTEN?*
- 33 *ZU GAST BEI...* *Physik, Phonetik, Jura, Kunstgeschichte und Psychologie*
- 34 *ZWISCHEN SAUNA UND SITSIT* *Erasmus in Finnland*

- 37 *EUROPA AUF DEM PRÜFSTEIN* *Erasmusstudenten über ihre Vorstellung von Europa*
- 39 *VERANSTALTUNGEN*

29€

JUNGES ABO

**6 VORSTELLUNGEN
FREIER WAHL**

MUK

MÜNCHNER KAMMERSPIELE
089/2333 966 02 / www.muenchner-kammerspiele.de/abo

Sieben Fragen

Von Torsten Romeike

Hätten Sie gerne mehr persönlichen, privaten Kontakt zu den Studenten oder pflegen Sie lieber eine professionelle Distanz?

„Persönlicher, nicht privater, Kontakt scheint mir für Lehre und Lernen eine gute Voraussetzung. Ich habe ihn in früheren Jahren auch gehabt. Ihre Frage ist aber, seit es „Bologna“ gibt, schwieriger zu beantworten; wenn ich in diesem Durchmarschstudium Studierende nur ein oder zwei Semester sehe, sind persönliche Kontakte kaum möglich. Zu solchen Kontakten muss man sich über längere Zeit in Lehrveranstaltungen begegnen. Mit DoktorandInnen halte ich, auch nach der Promotion, gerne Kontakt.“
- Prof. Dr. Wilhelm G. Jacobs, Philosophie

„Ich hätte gerne zu vielen Studierenden noch mehr persönlichen (nicht unbedingt privaten) Kontakt. Aber bei den vielen Verpflichtungen, die man hat - und den Hunderten von Studenten, die man letztlich zu betreuen hat - geht das leider nicht. Das finde ich häufig sehr, sehr schade. Meist hat man doch nur den Kontakt zu den Studierenden, die bei einem selbst die Bachelor-, Master- oder Doktorarbeit schreiben. Und daneben eben zu den HiWis. Natürlich gibt es unter den Studierenden hoch interessante Menschen, die man gerne noch näher kennen lernen könnte. Aber es geht einfach aus zeitlichen Gründen nicht. Das hat aber nichts mit professioneller Distanz zu tun.“
- Prof. Dr. Dieter Frey, Lehrstuhlinhaber Sozialpsychologie

Finden Sie Lehre und Forschung sollten entkoppelt werden?

„Auf gar keinen Fall. Lehre und Forschung sind aufs Engste miteinander verwoben. Keine gute Lehre ohne gute Forschung, und keine gute Forschung ohne gute Lehre! Ich bin der festen Überzeugung, dass sich beide wechselseitig bedingen. In der Lehre können neue Ideen in der Diskussion mit den Studenten erprobt werden, wie in einem Experiment. Häufig geschieht es, dass ich dabei neue Ein-

sichten erhalte, die sich direkt in den Forschungsergebnissen niederschlagen.“ - Jörg Noller, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Philosophie

„Keinesfalls, die beiden Elemente gehören untrennbar zusammen. Das ist auch der strukturelle Vorteil universitärer Forschung gegenüber reinen Forschungsinstituten.“
- Prof. Dr. Walther Sallaberger, Assyriologie

Haben Sie Studierende, von denen Sie meinen, dass diese besser nicht studieren sollten?

„Grundsätzlich bin ich der Überzeugung, dass jeder, der den festen Willen hat, ein Studium zu beginnen - gerade auch im Fach Philosophie -, dies tun sollte. Es setzt einen in der heutigen Zeit nicht zu unterschätzenden Idealismus voraus, sich für ein solches Fach bewusst zu entscheiden. Zugleich sollte aber jeder Student sich nach den ersten Semestern des Studiums kritisch fragen: Entspricht das Studium wirklich meinen Vorstellungen? Kann ich mich damit noch voll identifizieren? Kann ich darin meine Fähigkeiten entfalten? Bieten sich mir mittelfristig interessante Perspektiven? Eine Studienfachwahl - zumal des Fachs Philosophie - sollte nie aus Verlegenheit und mangels konkreter Vorstellungen getroffen werden.“ - Jörg Noller, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Philosophie

„Natürlich gibt es hier und da Studierende, bei denen man denkt: Sind die wirklich zum Studium geeignet? Noch mehr denke ich manchmal: Sind die wirklich zum Studium der Psychologie geeignet? Aber das kann man doch immer im Leben denken: Ist jeder zum Autofahren, zur Kindererziehung, zum Lehrer- oder Polizistenberuf geeignet? - Man wird immer wieder Fälle finden, wo man klar sagen kann: Nein.“ - Prof. Dr. Dieter Frey, Lehrstuhlinhaber Sozialpsychologie

In welcher Form wird Ihre Arbeit von den Feedbackumfragen am Ende des Semesters beeinflusst?

„Aussagekräftig sind eigentlich nur die Felder für die freie Aussprache, d.h. welche Aspekte der Veranstaltung als gelungen beurteilt wurden und was verbessert werden könnte. Wenn diese Felder genutzt werden (und ich ermuntere dazu sehr!), kann das wertvolle Hinweise geben, die ich für die Planung des nächsten Semesters ernst nehme - leider bleiben diese Felder meistens leer.“ - Prof. Dr. Karin Nickelsen, Lehrstuhlinhaberin Wissenschaftsgeschichte

„Die Lehrevaluationen haben großen Einfluss. Alle Ergebnisse, insbesondere auch die Antworten auf offene Fragen, diskutieren wir intern im Lehrstuhlteam, um das Lehrangebot zu verbessern. Dies ist nicht immer einfach, da die Meinungen der Studierenden oftmals nicht einheitlich sind. Ich möchte zusätzlich betonen, dass wir uns auch mit potentiellen zukünftigen Arbeitgebern und Kollegen von Universitäten im In- und Ausland sowie aus Nachbardisziplinen austauschen, um Lehrformen und -inhalte stetig zu verbessern.“ - Prof. Dr. Markus Glaser, Lehrstuhlinhaber Betriebswirtschaftslehre

Werden die Studierenden wirklich von Jahr zu Jahr schlechter und fauler?

„Dies wird schon seit vielen hundert oder gar tausend Jahren behauptet, aber es ist natürlich schlichtweg Blödsinn. Vielleicht kommt diese gebetsmühlenartig wiederholte Äusserung daher, dass sich Bildungsinhalte sowie Lern- und Arbeitstechniken im Laufe eines Jahrzehnts stark verschieben (wegen des Fortschritts der Wissenschaft), und deswegen ProfessorInnen oft von falschen Erwartungen an Vorkenntnisse und Lernverhalten ausgehen. Z.B. lesen die meisten Studis heute weniger in Büchern als früher. Wikipedia und Vorlesungsskripte sind kein Ersatz dafür (nur/aber eine Ergänzung).“ - Prof. Dr. Wolfgang W. Schmahl, Professor für Kristallographie & Lehrstuhlinhaber Strukturfor-

schung. „Das ist schwer zu beurteilen, weil sich die Rahmenbedingungen laufend ändern (Bologna-Reform, Studienordnungen, Veränderte Zulassungsregelungen). Wirklich bemerkenswert ist eigentlich nur, dass die Bologna-Studiengänge, so wie sie derzeit umgesetzt sind, stärker zur Mentalität des „Punktesammeln“ (statt tiefem Verständnis) verführen, was z.B. zu ärgerlich viel Plagiarismus in Hausaufgaben führt. Eine wesentliche Verschlechterung der Leistungsfähigkeit kann ich nicht bestätigen, es scheint auch kaum Unterschiede zwischen G9- und G8-Absolventen zu geben.“ - Prof. Dr. Heinrich Hußmann, Medieninformatik

Für wie wichtig halten Sie es, den Studierenden konstruktives Feedback zu ihren Leistungen zu geben?

„Sehr wichtig. Deswegen befürworte ich u.a. benotete Übungen und mindestens eine Klausur pro Vorlesung pro Semester.“ - Prof. Dr. Jan von Delft, Lehrstuhlinhaber für Theoretische Festkörperphysik

„Ich halte es für äußerst wichtig. Bei den Bachelor- und Master-Arbeiten und einigen Fortgeschrittenen-Veranstaltungen mache ich dies auch regelmäßig. Aber leider ist bei den Massenveranstaltungen (50 und mehr Studis, von Grundvorlesungen ganz zu schweigen) keine Zeit mehr dafür. Man hat ja auch nicht nur eine Lehrveranstaltung.“ - Prof. Dr. Wolfgang W. Schmahl, Professor für Kristallographie & Lehrstuhlinhaber Strukturfor-

Wie wichtig ist Ihnen die Lehre?

„Lehre ist für mich eine sehr wichtige Sache. Es ist ein Moment der Kommunikation, in dem neben den Inhalten vor allem auch eine Haltung oder eine Weltsicht präsentiert und diskutiert werden.“ - Anna Stecher, Assistentin am Institut für Sinologie



**WIR
SUCHEN DICH!
WERDE
PARTYFOTOGRAF**

**UND ERLEBE DAS NACHTLEBEN
AUS EINER ANDEREN PERSPEKTIVE!**

partygaenger.de

PARTY.BILDER.SZENE.NEWS.

Bewirb Dich jetzt! partygaenger.de/fotograf

Immer auf dem aktuellsten Stand sein: Geh auf partygaenger.de und erfahre alles, was Du übers Nachtleben wissen musst!

partygaenger.de

Portal

tz

Zeitung

UNDERCOVER

Magazin

Alles bloß Show?

ÜBER KONSTRUKTIVEN PROTEST UND MORALISTISCHE BEVORMUNDUNG

Interview: Jessica Christian & Fiona Riedl



FEMEN ist eine Gruppe von Aktivistinnen, die sich für die Einhaltung der Menschen- und Frauenrechte ausspricht und sich gegen Sextourismus, Zwangsprostitution und Homophobie einsetzt. Dabei kämpfen die meist sehr hübschen, jungen Frauen mit einer bedeutungsträchtigen Waffe – der weiblichen Brust. Im Gespräch mit Dr. Paula-Irene Villa, der Lehrstuhlinhaberin Soziologie/Gender Studies am Institut für

Soziologie der LMU München, wollten wir dem wahren feministischen Kern der Aktivistinnen auf den Grund gehen.

Campuszeitung: Die Aktionen von Femen werden meist als Provokation angesehen. Viele behaupten, dass das Ausziehen vor der Kamera nur ein Mittel ist, um Aufmerksamkeit zu erregen, wobei die ideologischen Forderungen in den Hintergrund geraten. Heiligt

der Zweck in diesem Fall die Mittel?

Dr. Villa: Das bezweifle ich. Nicht so sehr aus prinzipiellen Gründen, sondern weil der einzige Erfolg von Femen in ihrer eigenen Medienpräsenz liegt. Ich frage mich schon lange, ob der Zweck von Femen nicht die Platzierung von Femen ist, das heißt einzig ein Selbst(vermarktungs-)zweck. Über ihre Anliegen spricht niemand, auch und vor allem deshalb, weil sie selber über nichts sprechen. Femen verweigert sich seit jeher allen Argumenten, die mehr als zwei Zeilen lang sind.

„Femen steht für Femen beziehungsweise für blanken Busen zu wütendem Gesicht.“

Wirkt der Protest der Femen angesichts der alltäglichen Reizüberflutung von nackter (weiblicher) Haut und sexuellen Anspielungen überhaupt?

Ja, für Femen selbst offensichtlich schon. Femen hat es doch enorm effizient in die Mainstream-Medien geschafft – sonst würden wir ja kein Interview darüber machen. Ob sich nun irgendjemand für den inhaltlichen 'Protest' interessiert beziehungsweise je interessiert hat? Das bezweifle ich stark. Femen steht für Femen beziehungsweise für blanken Busen zu wütendem Gesicht.

Der nackte Protest ist ja kein

neues Phänomen – welchen Unterschied sehen Sie zu den Protesten der 68er Bewegung?

Jeden und einen ums Ganze. Die 'body politics' der zweiten Frauenbewegung – und zum Teil der Studierenden-, Anti-Autoritären und Friedensbewegungen – haben durch die Art und Weise wie der Körper sichtbar gemacht und eingesetzt wurde, Normen irritiert. In den Bildern, die von den Kommunen um die Welt gingen, mag es auch ein Kokettieren mit gängigen sexistisch-heteronormativen Ästhetiken gegeben haben. Aber insbesondere im feministischen Kontext war in jedem Bild klar, diese Nacktheit ist obszön – und an der Obszönität zeigen sich gesellschaftliche Doppelmoral, Ausbeutung, Unsichtbarmachung.

Glauben Sie, dass der weibliche Körper als Ausdrucksmittel für den feministischen beziehungsweise politischen Protest subversiv genutzt werden kann?

Ja, unbedingt. Schauen Sie sich nur erfolgreiche Popkulturen insbesondere im Musikbereich an. Lady Gaga, Beth Ditto, früher Madonna usw. Sie alle leben und zehren von der (auch) subversiven Performance des weiblichen Körpers, die insbesondere bei Beth Ditto oder auch bei Peaches recht klare und für jede/jeden zugängliche politische Botschaften enthält. Darüber hinaus lassen sich auch heute mit einfachen Mitteln 'body politics' inszenieren, die tatsächlich schockieren, irritieren, zum Nachdenken anregen. Das geht allerdings nicht ohne

Argumente und mühsame Auseinandersetzungen. Reine optische Irritationen sind nicht per se politisch.

Ein Vorwurf gegen Femen ist, dass ihre Proteste im arabischen Raum paternalistisch und imperialistisch seien. Die Facebook-Gruppe „Muslim Women Against Femen“ entstand als Reaktion auf den Topless Jihad Day, der als Solidaritätszuspruch für die inhaftierte tunesische Femen-Aktivistin Amina Sboui galt. Die „Muslim Women“ kritisieren Femen für ihre klischeehafte und rassistische Darstellung des Islam und die bevormundende Haltung, die sie muslimischen Frauen gegenüber haben. Femen kritisiert Religionen im Allgemeinen, da sie Frauen die Freiheit entziehen und an sich patriarchisch aufgebaut sind. Als Gegenreaktion sind auf der Facebook-Seite Schilder mit den Slogans „We don't need you“ oder „Nudity does not liberate me and I do not need saving“ zu sehen. Ist der nackte Protest der Femen im arabischen Raum überhaupt anschlussfähig? Besteht sogar die Gefahr, dass durch solche Oben-Ohne Bilder das Gegenteil bewirkt wird, also dass es eine noch stärkere, männliche Dominanz und weitere Restriktionen nach sich zieht?

Dazu kann ich nicht wirklich etwas sagen, da ich über DEN arabischen Raum – sofern es das im Singular geben sollte, was ich bezweifle – politisch nicht urteilen kann. Zentral ist jedoch, dass Femen offenbar nicht an einem Gespräch mit ih-

ren (feministischen) Kritikerinnen und Kritikern interessiert ist. Das diskreditiert sie völlig. Denn wer auch nur ein kleines bisschen Ahnung hat von feministischen Bewegungen und Politik weiß, dass gut gemeinter' Paternalismus, Besserwisseri und das Leugnen der Erfahrungen 'anderer' Menschen nicht nur grundfalsch, sondern auch politischer Selbstmord ist.

Sind die kulturellen Divergenzen zu groß, um einen transnationalen feministischen Protest zu ermöglichen?

Nein. Es gibt seit Jahrzehnten eine kaum zu überschauende Fülle an transnationalen feministischen Konstellationen, die eben nicht von 'kulturellen Divergenzen' ausgehen, sondern produktiv bei Vielfalt, Respekt und produktiven 'Konflikt' ansetzen. Das Leitmotiv von Homogenität oder Identität ist politisch längst erschöpft.

Auf dem Filmfest in Venedig feierte der Dokumentarfilm „Ukraine Ne Bordel (Die Ukraine ist kein Bordell)“ von Kitty Green sein Debüt. Er zeigt das Leben der Femen-Aktivist_innen von privater Seite und während ihrer zahlreichen Proteste. Erstaunlicherweise dominierte ein Mann lange Zeit die Aktionen der

Frauen sowie ihr ideologisches Denken. Er selbst nannte sich der Patriarch. Wie muss die Gruppe angesichts dieser Enthüllungen bewertet werden?

Ich weiß darüber zu wenig und habe den Film auch nicht gesehen. Das, was ich dazu gelesen habe, stimmt mich nachdenklich beziehungsweise passt zu meinem Verdacht, dass Femen eher der Versuch ist, ein analoges Meme zu kreieren, ganz nach dem Vorbild des Internets. Aber womöglich ist das meinerseits zu verschwörungstheoretisch gedacht.

Eine der Aktivistinnen hat in diesem Zusammenhang gesagt, dass

das Schicksal der Frauen ist, von Männern kontrolliert zu werden. Wie schätzen Sie die Rolle des Mannes innerhalb der feministischen Bewegung ein?

Welcher Mann genau? DEN Mann gibt es doch ebenso wenig wie DIE Frau. Ich weiß auch nicht, welche EINE feministische Bewegung hier gemeint ist. Generell würde ich sagen: Feministen und solche, die sich dagegen nicht kindisch sper-

ren, sind in allen feministischen Kontexten immer schon willkommen gewesen. Feminismus ist keine Frage der Biologie und auch nicht des sozialen Geschlechts – Feminismus ist eine politische, ethische Haltung. Sicherlich gab und gibt es auch Separatismus, zum Beispiel die Schaffung von Räumen und Gegen-Öffentlichkeiten 'nur für Frauen'. Das ist ja auch völlig in Ordnung und wichtig, um zum Beispiel Vertrauens- und neue Erfahrungsmöglichkeiten zu schaffen. Übrigens gab es das für Männer in den 1980er Jahren auch – insbesondere im Kontext von Männerplenen in linken Szenen.

Was ist Femen noch wert, wenn ein Mann die Gruppe scheinbar hierarchisch leitet? Kann man solch eine Gruppe noch ernst nehmen und kann sie überhaupt noch protestieren?

Im Prinzip schon. Allerdings in diesem konkreten Fall nicht, da Femen immer extrem schwarz/weiß agiert hat: Frauen gegen Männer. Wenn nun ein Mann sie anführt, führen sie sich selbst ad absurdum.

Kann es einen männlichen Protest für den Feminismus und die Frauenrechte geben?

Selbstverständlich. Gibt es weltweit auch massenhaft.

weitere Infos auf
www.Femen.org/en



good news is bad news?

DAS PROBLEM DER GUTEN NACHRICHT

von Marten Böttcher

Zuerst war es nur ein Gedanke. Ein guter, der sich wie von selbst aus einem erkannten, erspürten Mangelzustand ergab. Der derart auf der Hand lag, dass man sich mit selbiger flach auf die Stirn schlagen wollte, da man nicht schon viel früher darauf kam: Ein Mal eine Zeitung mit ausschließlich guten Nachrichten, ein Mal nur das Positive sehen. Viele Hände meldeten sich dafür, der Gedanke wurde Titelthema. Mit jeder weiteren Sitzung wurden es weniger Hände. Und schließlich ballte sich in der Diskussion um das Für und Wider einer Good News-Ausgabe, bei manch einem Zeitungsredaktionär gar die Hand zur Faust. Keine guten Nachrichten für gute Nachrichten also. Warum eigentlich?

Protokoll des Scheiterns

Wie kam es zum redaktionellen Stimmungsumschwung? Klar, das Thema hatten andere schon gehabt. Doch das trifft ja im Prinzip auf jedes Thema zu. Einwand vom Tisch. – Aber können wir das machen, nur positiv schreiben, fallen wir da nicht auf? – Sicher, warum auch nicht, gut so! – Aber welche Themen denn? – Kennt ihr keine guten News? Na also. – Aber interessieren den Leser denn gute Nachrichten? – Wenn sie interessant geschrieben sind, immer. – Aber wie soll man denn gut über gute Neuigkeiten berichten? – So,

wie man es gut über schlechte tut! Nach einer erstaunlich langen Argumentationskette gegen gute Nachrichten einigte man sich schließlich darauf, den redaktionellen Prozess abzuwarten, bis sich von selbst herausstellen würde, ob Good News tatsächlich möglich sind. Und hier ist also diese Ausgabe und darin dieser Artikel.

Konditionierung gegen das Gute?

Doch die Unsicherheit oder Unzufriedenheit der Redaktion dem Thema gegenüber ist nur Symptom und nicht Ursache. Wir reagieren auf eine Fragestellung, auf ein Problem, mit einer Meinung, die wir uns aufgrund unserer Erfahrung bilden. Eine persönlich individuelle Erfahrung über die Dinge und darüber, wie sie (vermeintlich) funktionieren. Ein weites Feld. Um die Sache abzukürzen bzw. einzugrenzen: Aus Erfahrung wissen wir, dass News in der Regel nicht aus positiven Meldungen bestehen. Und wir wissen, dass Medien, die nach marktwirtschaftlichen Prinzipien funktionieren, meist erfolgreich auf das Problem, die Gefahr, das noch Fehlende setzen, und dabei die wahrscheinlich urtümliche Sensations- bzw. Faszinationslust des Publikums bedienen. Ist nicht die Meldung über einen Autounfall wirksamer als die Nachricht über die Vollendung des neuen Autobahnteilstückes (auf

dem dieser Unfall passierte)?

Wie sollen sich denn auch Emotionen entfachen, wenn nicht durch Erregung, Empörung oder Verärgerung? Also ohne Aufreger auch keine Aufmerksamkeit?

Doch was ist mit der guten, altmodischen Freude, der Zufriedenheit, dem Glück? Gibt es kaum noch Meldungen hierzu, weil der Einzelne diese Dinge nur noch durch sich selbst findet und nicht mehr durch andere? Man fühlt sich einerseits besser, wenn man sieht, wie viel schlechter es anderen geht. Aber wie soll man sich schon fühlen, wenn man sieht, dass es anderen auch gut geht, vielleicht sogar besser? Sind wir so konditioniert, dass wir das Gute lieber für uns behalten oder es nicht erwähnenswert finden? Ist es gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein oder Ausdruck von Egoismus, immer nur Kritik zu üben, Missstände aufdecken zu wollen? Gesetzt den Fall, man würde den Anderen, das Andere loben – wie stünde man dann selbst da? Maximal auf gleicher Ebene. Kritik ist da schon ein effizienterer Mechanismus, um sich über das Andere zu erheben. Die gute Nachricht ändert ja auch nichts, führt zu nichts, besitzt kein Sprengpotenzial. Reine Platzverschwendung. Oder nicht?

Klare Meinung gefragt

Im asiatischen Bhutan ist das so genannte Bruttonationalglück (BNG) eines der Staatsziele und fußt auf Nachhaltigkeit in Umwelt, Politik, Wirtschaft und Kultur. Kann es sich solch eine Gesellschaft überhaupt leisten, permanent schlechte Nachrichten zu produzieren? Und was, wenn in Deutschland auf einmal die Good News-Welle grassierte: Würde man nicht misstrauisch werden bei zu vielen guten Neuigkeiten? Man würde wohl Manipulation, eine Diktatur des Guten vermuten. Dabei wissen wir doch ganz genau, dass Diktaturen durchweg schlecht sind! Und wehe, jemand sagt gedankenverloren: Es ist ja nicht alles schlecht gewesen. Diese Meinung sollte zwar demokratisch erlaubt sein, gehört sich aber nicht. Der Kampf zwischen Gut und Böse ist auch viel besser zu verstehen, wenn beide Seiten klar erkennbar sind (und Gott sei Dank sind wir ja die Guten). Differenzierte Feindbilder aufgrund komplexer Informationen erschweren unweigerlich die Meinungsbildung. Da ist es doch eine willkommene Hilfe, wenn Komplexes vorgefiltert und nur der eigentliche Nukleus bzw. die Botschaft übermittelt wird. Dankenswerterweise erfüllen die Medien(-profis) bereitwillig diese Kanalisierung und sind dabei im besten Falle auch noch unabhängig.

MEINUNG

NEWS

NEWS?

Perspektivwechsel

Letztlich sind gute und schlechte Nachrichten ja immer eine Frage des Blickwinkels. So ist die Beseitigung einer Heuschreckenplage zwar gut für die Felder, für die Heuschrecken selbst ist ihre Vernichtung jedoch naturgemäß weniger schön. Oder Snowden. Für die USA eher Bad News. Für Russland dagegen durchaus imagefördernd. Aus meiner Perspektive muss

ich jedenfalls gestehen, die NSA zu mögen – endlich interessiert sich mal jemand für meine Kommunikation! Deshalb habe ich auch die Datei dieses Textes einfach mal so durchs Netz geschickt, um 'Hallo' zu sagen und mit dem Hinweis: Die NSA möge doch bitte endlich über eine zivile Nutzung ihrer Ressourcen in Form einer NSA-Service-Abteilung nachdenken! Gegen geringes Entgelt könnte die Behörde diverse verlorengegangene Dateien der Bürger

wiederbeschaffen. Damit wären binnen kürzester Zeit spielend alle Überwachungs Ausgaben refinanziert! NSA, bitte jetzt genau lesen: Ich vermisse seit August 2011 meine gesamten Recherchen einer Hausarbeit über die schwierige Brieffreundschaft zwischen Mozart und Attila dem Hunnenkönig. Das Auffinden der Dateien wäre mir 20 Euro wert. Ich warte also hiermit dringend auf Nachricht! Eine gute.

ZUSATZINFOS

www.nsa.gov

www.is.gd/bruttonational-glueck_engl

www.is.gd/bruttonational-glueck_dt

Die Welt der Diplomatie

AUSWÄRTS

Von Sahar Sarreshtehdari

Schaue ich mir derzeit die Vorgänge in der ägyptischen Hauptstadt an, bilden sich tiefe Sorgenfalten auf meiner Stirn. Neben einer privaten Reise vor zwei Jahren habe ich mich nämlich in diesem Jahr sehr intensiv mit Ägypten beschäftigt: Welche Minderheiten leben dort? Wie leben sie zusammen? Welche innenpolitischen Probleme hat das Land? Welche Worte fallen am häufigsten in den Reden des damaligen Staatsoberhauptes Mursi? Schließlich sollte ich dieses Land in einem Komitee vertreten, mich für seinen Vorteil einsetzen und Allianzen zu Gleichgesinnten herstellen. Wie ich dazu kam? Ich war Mitglied der LMU-Delegation 2012/2013, die an der WorldMUN in Melbourne teilnahm.

Die WorldMUN ist ein jährlich stattfindendes Planspiel der Vereinten Nationen, an der Studierende aus der ganzen Welt teilnehmen. Seit mittlerweile vier Jahren ist auch die LMU mit jährlich wechselnden Delegationen vertreten – in diesem Jahr mit einer 15-köpfigen Gruppe, die im kommenden März nach Brüssel fliegen darf. Welches Land sie vertreten, werden sie erst im Dezember herausfinden.

Gespannt ist Anna (23 Jahre, Jurastudentin) schon jetzt: „Ich würde gerne ein schwarzafrikanisches Land vertreten. Ich weiß sehr wenig über Schwarzafrika, es würde mir Spaß machen, mich in diese Länder einzuarbeiten.“ Jede Delegation darf eine Liste von zehn favo-

risierten Ländern einreichen. Ob diese Vorschläge berücksichtigt werden, kann von den Organisatoren nicht garantiert werden. Meine Delegation im letzten Jahr wurde sogar geteilt: die eine Hälfte vertrat Ägypten, die andere die Volksrepublik China.

Seit Oktober werden Anna und ihre KollegInnen von ehemaligen TeilnehmerInnen auf ihre neue Rolle als Delegierte vorbereitet: regelmäßige Seminare über wirtschaftliche Zusammenhänge, zur Geschichte, Funktion und Wirkung der UN, Diskussionen über das tagesaktuelle Geschehen in der Welt – und Rhetorik-Schulungen. Denn schließlich müssen sie andere von ihren Ideen überzeugen, indem sie ihre Interessen deutlich und pointiert darlegen und das auf Englisch. Xenia (26, Politikstudentin) zu ihrer neuen Herausforderung: „Ich freue mich besonders, Leute aus aller Welt kennenzulernen und zu erfahren, wie sie über manche Dinge denken. Ich habe bereits Kontakt zu Leuten aus vielen Ländern, aber es wird nochmal jede Menge neuer Eindrücke geben. Insgesamt hoffe ich, dass wir als Delegation einheitlich und produktiv auftreten und wir zusammen eine lehrreiche, aber auch lustige Zeit haben.“

Was die 'Neuen' noch vor sich haben, endete für mich und meine 14 Mit-Delegierten am 21. März in Australien. Nach fünf intensiven Konferenztagen zwischen Feiern, Veranstaltungen und Vorbereitungen für den nächsten Tag, wurde der Blick in den Spiegel von Tag zu Tag unangenehmer. Auch der Gedanke, dass das Projekt

nun zu Ende ist, machte uns alle traurig. Seit Oktober 2012 hatten wir uns auf die Zeit in Australien gefreut, unsere Reise ans Ende der Welt geplant und uns inhaltlich und gedanklich auf die Konferenz vorbereitet. Dabei war Melbourne nur der Höhepunkt einer sehr aufregenden Zeit.

Doch bereits in diesem Dezember (13.-15.12.) steht die IsarMUN an, bei der in Tutzing Studierende aus der Umgebung zusammenkommen, um die WorldMUN im kleinen Format erstmals zu üben. Das ist wichtig, um ein Gefühl dafür zu entwickeln, was es bedeutet, vor einem Komitee ein Land zu vertreten. Zu betonen ist, dass auch Außenstehende an der IsarMUN teilnehmen können, die nicht Mitglied der diesjährigen Delegation sind. Weitere Informationen könnt ihr unter www.isarmun.org finden. Die nächste Stufe ist dann die MainMUN in Frankfurt, die dieses Mal im Februar 2014 stattfinden wird – im nun größeren Rahmen kann man Reden halten, aktiv an Resolutionen mitarbeiten und Verbündete suchen. Und dann steht plötzlich wieder die WorldMUN vor der Tür, mit 2.000 Studierenden aus 80 verschiedenen Ländern. Man lernt Leute aus China, Pakistan, dem Libanon, der USA, Venezuela und Indonesien kennen und ist immer wieder überrascht, wie viele Gemeinsamkeiten man ihnen teilt: die Lust an Politik und Party ist so eine Verbindung, die weit über die Dauer der WorldMUN hinaus hält.

Für Anna (22 Jahre, Japanologiestudentin) war die Erfahrung intensiv: „Es war ein einzigartiges Erlebnis mit all den Studenten aus all den verschiedenen Ecken der Welt gemeinsam Lösungen für die internationalen Probleme zu erarbeiten. Von Diskussionspartnern zu Feiergesellen – rundum eine wunderschöne Erfahrung und Erinnerungen, die ich um kei-

nen Preis mehr missen möchte.“ Auch Felix (23 Jahre, Geschichtsstudent) erinnert sich gerne an die Zeit zurück: „Das war eine einmalige Möglichkeit, junge engagierte Menschen aus der ganzen Welt zu treffen, sich auf höchstem Niveau zu unterhalten und dabei zu merken, dass man trotz seiner Unterschiede sich so sehr gleicht. Es gibt keine Grenzen mehr, nur noch Freunde fürs Leben!“

Neben dem wachsenden Fachverständnis ist es dabei besonders interessant zu beobachten, wie eine Gruppe aus vorher Unbekannten immer mehr zusammenwächst und sich Freundschaften entwickeln. Die meisten kommen aus verschiedenen Fachbereichen und verfügen über unterschiedliche Qualifikationen. Ich habe zur letzten WorldMUN neben Politikwissenschaftlern und Juristen auch einen Physiker, eine Ethnologin, einen Kommunikationswissenschaftler, eine VWLerin und eine Psychologin getroffen. Dabei hat besonders die Verschiedenheit der Sichtweisen die Diskussionen der Gruppen sehr bereichert. Allein das wäre schon ein Grund für die Teilnahme. Und wer neue Leute kennen lernen will, ist hier auch immer richtig. Denn nach Ende der WorldMUN gibt es die Gruppe der Alumni, die sich unter dem Kürzel MURNAM (= Model United Association Munich) zusammenfasst. Dabei kümmern sich die 'Alten' um die 'Neuen', tauschen mit ihnen Erfahrungen aus und stehen mit Rat und Hilfe zur Seite. Der kurze, aber intensive Ausflug in die Welt der Diplomatie prägte uns alle sehr und hat uns das Weltgeschehen ein Stück näher gebracht. Was ist geblieben? Bekanntschaften, die gemeinsame Erinnerung an eine intensive und spannende Zeit und die Vorfreude auf eine ebenso interessante Zukunft, als Freunde.



Die LMU-Delegation 2013 in Melbourne: Am ersten Tag der Konferenz erscheint jede Delegation in ihrer landestypischen Bekleidung. Für uns Münchner hieß das natürlich Dirndl, Lederhose – und FC Bayern-Trikots.

Wir sind's.



puls

Dieses
neue Radio.
Hör mal:
deinpuls.de

facebook.com/PULS

BR



Z U W

BRAUCHEN WIR NOCH

C O N T R A

Von Torsten Romeike

Wieso hört man von allen Seiten, dass die Studierendenzahlen erhöht werden sollen? Woher rührt der politische Konsens darüber, dass es erstrebenswert sei, wenn jeder Zweite in Zukunft einen Universitätsabschluss erreicht?

Es wird propagiert, Deutschland solle versuchen sich innerhalb der nächsten Jahre dem OECD-Durchschnitt von 39%* anzupassen - also die Zahl der Tertiärabschlüsse um mehr als ein Drittel zu erhöhen. Anstatt zu versuchen, die Durchlässigkeit des gesamten Systems zu verbessern, scheint das einzige Ziel der Bildungspolitik dieser Tage eine reine Erhöhung der absoluten Zahlen zu sein.

Wieso diesem Vorhaben eine so große Priorität eingeräumt wird, erklärt man mit einem „Rückstand bei Hochqualifizierten“ und einer „zu kleinen Elite“. Man könne im internationalen Vergleich nicht mithalten.

Doch zieht man eben jenen internationalen Vergleich, fällt auf, dass Länder mit

„vorbildlichen“ Akademisierungsraten wie Spanien oder Portugal eine hohe Jugendarbeitslosigkeit aufweisen. Als Reaktion darauf haben einige bereits Länder angekündigt, sie wollen das deutsche Ausbildungssystem importieren.

Natürlich erhöht man die Zahl der Auszubildenden nicht, indem man die Möglichkeit auf einen Studienplatz einschränkt - aber wenn man den Eindruck vermittelt, eine Berufsausbildung würde hinter einem Universitätsstudium in Hinblick auf Prestige und Karrierechancen weit zurückliegen, bewirkt man noch weitaus weniger.

Viel wichtiger als blind die Studierendenzahlen zu erhöhen, wäre es jedem, der einen Hochschulabschluss anstreben möchte, dieses zu ermöglichen. Und nicht mit einem Rundumschlag möglichst viele junge Erwachsene an die Unis zu prügeln und zu hoffen, dass da auch ein paar Migranten, Benachteiligte und Kinder von nicht-Akademikern dabei sind. Weiterhin fehlt es an

Respekt für handwerklich und künstlerisch begabte. Manche Menschen wollen praktisch Arbeiten. Sie haben keine Lust sich drei Jahre theoretische Grundlagen aneignen zu müssen, bevor sie die Möglichkeit haben, selbst Hand anzulegen. Ein Beispiel dafür, sind die Pflege- und Erziehungsberufe. Dort entwickelt sich eine Zweiklassengesellschaft aus jenen, die Soziale Arbeit, Pflege- oder Erziehungswissenschaften studiert haben und solchen, die „nur“ eine Ausbildung gemacht haben. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass in solchen Berufen der Praxisbezug von enormer Relevanz ist.

Man möchte fast spekulieren, dass sich deutsche Bildungspolitiker deshalb so an

die Akademisierungsquote als Erfolgsindikator klammern, weil sie sich sehr leicht messen und als Gelingen der eigenen Maßnahmen verkaufen lässt. Sie folgen dabei einem scheinbar einleuchtenden Prinzip: Akademiker haben eine deutlich niedrigere Arbeitslosenquote. Ergo: Wenn alle Leute studieren, geht es allen Menschen besser.

Um zu sehen, dass dieser Schluss von der individuellen auf die kollektive Ebene unzulässig ist, muss man kein Arbeitsmarktökonom sein. Scheinbar interessieren sich Menschen wie unsere Bildungsministerin Johanna Wanka aber nicht für solche Komplexitäten.

*Anteil der 25 bis 34-jährigen mit Hochschulabschluss

Julian Nida-Rümelin zum
Thema Akademisierung:
bit.ly/JNR_Akademisierung

A C H S

CH MEHR STUDENTEN?

P R ●



Illustration: Isabell Heiger

Von Susanne Brandl

Die Angst vor zu vielen Studierenden an deutschen Universitäten ist über 150 Jahre alt und ist seit jeher mal mehr und mal weniger stark ausgeprägt. Heute sieht man den Zulauf unzähliger Abiturienten an die Universitäten wieder mit starken Bedenken. Insbesondere Geisteswissenschaftler, ob Studenten oder Professoren, scheint die wachsende Zahl der Studierenden Unbehagen zu bereiten. Die Uni sei ein Ort des Intellekts, der Bildung, nicht der Ausbildung, so heißt es und so versucht man sich von Ausbildungsstätten zu distanzieren und sich zu privilegieren. Doch das Argument der Schöngestaltungspflege, das angeblich nur eine gewisse Schar von Intellektuellen an die Uni zulässt, stand schon immer auf wackligen Füßen.

Wissenschaft schafft Wissen

Denn an der Universität gibt es zu großer Zahl Studierende, die Ingenieure, Mediziner, Lehrer etc. werden wollen und ganz konkret auf eine Tätigkeit oder ein Handwerk hinarbeiten, das sie in Praxisseminaren erlernen

wollen und müssen. Da hilft das viel beschworene, differenzierte, diskursive Denken und Hinterfragen bisweilen wenig. Das war schon immer so. Die meisten Fächer an der Uni sind mit dem Erwerb von Wissen verbunden – sei es Geschichte, Psychologie, Medizin, BWL oder Jura. Und Wissen erwirbt jeder, der lernt. Und zum Lernen muss man schließlich nicht intellektuell geadelt sein. Noch dazu zählt Wissen in unserem Informationszeitalter immer mehr und es sollte jedem offen stehen, sich mit universitärem Wissen vertraut zu machen. Es müssen ja nicht alle promovieren und selbst in die Forschung gehen. Im Gegenteil: Die Welt sollte froh sein über Leute, die von der Universität kommen, wo sie theoretisches Wissen erworben, Denken, Fragen und Lernen praktiziert haben und nun in Leben und Gesellschaft hineinwirken.

Erneuerung der universitären Bildung

Das Problem liegt wohl eher an der Uni selbst, an der sich auch Studierende einfinden, die (wie man meint) „da ei-

gentlich nicht hingehören“. Denn an den Universitäten lehren leider auch Fachidioten, die in ihrem Forschungsbereich Koryphäen sein mögen, aber didaktisch einfach hinterm Mond leben. Die Welt eines solch hochspezialisierten Kopfes ist dem Gehirn eines unbedarften Erstsemesters einfach (noch) zu fremd und so stellt sich schnell Resignation ein. Die Verknüpfung von Lehre und Forschung bedarf da einer Revision. Lehrender sollten so erklären, dass auch ein durchschnittlicher Abiturient den Stoff versteht. Und es ist schade um jeden engagierten, wissenshungrigen, jungen Menschen, der auf verknöcherte Strukturen der alten Lehre stößt, da nur „Bahnhof versteht“ und sich allein gelassen fühlt. Zudem müssen die Fächer noch mehr Praxisbezug fördern. Learning by doing – darauf sollte die Lehre öfter eingehen. Man wird vielleicht das universitäre Bildungssystem in die Richtung modifizieren, dass das Potenzial der betrieblichen Lehre mit der akademischen Hochschulbildung verbunden wird. Die Studiengänge sollten jeden-

falls stärker mit zukünftigen potenziellen Arbeitgebern abgestimmt oder zumindest an deren Handeln orientiert sein.

Keine Angst vor Arbeitslosigkeit

Ein beliebtes Argument, das leicht entkräftet ist, lautet: Wir brauchen nicht jeden an der Uni, denn so entsteht nur ein horrendes akademisches Proletariat. Doch Arbeitslosigkeit trifft am allerwenigsten die Akademiker. Fast alle Hochschulabsolventen finden heutzutage einen Job.

Fragenstellen lernen

Die Universität ist ein Ort, an dem man lernt, die richtigen Fragen zu stellen. Fragen stellen, das kann nicht nur die Bildungselite. Die elementarsten Fragen stellen schon Kinder. Und oft sind unkomplizierte, spontane Fragen von außen die besten und können manch Einen von seinem „hohen Ross“ stürzen und wieder auf den Boden der Tatsachen holen.

Es kommen auch Männer

DIE LMU-FRAUENBEAUFTRAGTE ZUR GLEICHSTELLUNG IN DER UNIVERSITÄREN ARBEITSWELT

Interview: Susanne Brandl

Die Kirchenrechtlerin und Theologin Frau Dr. Margit Weber ist seit 2006 Frauenbeauftragte an der LMU München. Sie tritt „nicht gegen Männer“ an, sondern „gegen Unrecht und ungerechte Strukturen“ in der universitären Arbeitswelt, denn „von Gleichstellung kann überhaupt keine Rede sein.“

Campuszeitung: Frau Dr. Weber, es gibt Stimmen in Politik und Gesellschaft, die behaupten, der Feminismus sei ein vorgestriges Phänomen und die Emanzipation der Frau sei längst am Ziel.

Dr. Margit Weber: Ich sehe mich erstens hier nicht als Feministin, sondern als jemand, der Gleichberechtigung durchsetzen will. Gleichberechtigung für alle Personen, die in diesem Arbeitsfeld, nämlich Universität und Wissenschaft, tätig sind. Der Feminismus war eine Bewegung, die notwendig war, um überhaupt auf die Diskriminierung und auf die Notstände von Frauen in den letzten Jahrhunderten hinzuweisen. Deswegen waren radikale Maßnahmen und Forderungen notwendig.

Benötigen wir denn heutzutage noch den Beruf der Frauenbeauftragten?

In Bayern ist das kein Beruf. Mein Beruf ist Hochschuldozentin. Ich bin Wissenschaftlerin und lehre nach wie vor. Ich bin gewählt aus der Wis-

senschaft, um ungerechte und diskriminierende Maßnahmen gegen Frauen – seien sie subtiler oder bewusster Art – aufzudecken und zu verhindern bzw. abzustellen. Das heißt, es ist eine Art Ehrenamt, das man übernommen hat. In anderen Bundesländern ist das anders. Da ist Frauenbeauftragte ein Beruf und man hat keine andere Tätigkeit. Aber ich würde das auch gar nicht ändern wollen. Erstens kenne ich den Wissenschaftsbetrieb, da ich selber darin tätig bin, und zweitens wird man auch ernster genommen, da man selbst dazugehört.

Es geht noch um Frauen. Denn wenn Sie sich die Verteilungen der einflussreichen Positionen an einer Universität anschauen, seien es die Professorenstellen, die unbefristeten Stellen im Mittelbau, sei es die Hochschulleitung, seien es Gremienvorsitzende, seien es Dekanate – da sind überwiegend Männer. Wir haben einen Professorinnen-Anteil von knapp 17 Prozent, verteilt auf alle Lohngruppen unter den Professuren. Wir haben nach wie vor 83 Prozent männliche Professoren, das heißt, von einer Gleichstellung kann überhaupt keine Rede sein. Wir müssen die Strukturen an der Universität ändern, damit die Frauen das gleiche Gewicht bekommen.

Es gibt sicher weniger diskriminierende Strukturen als vor 20 Jahren, als alles mit einem

Wink abgetan wurde und auch verbal massiv diskriminiert wurde und in den Überlegungen zu Planungen und strukturellen Maßnahmen überhaupt niemand daran gedacht hat, dass man da was anders machen müsste. Frauen wurde definitiv immer bewusst und unbewusst eine größere Unfähigkeit für wissenschaftliches Arbeiten zugeschrieben, weil man unbewusst davon ausgeht, dass eine Frau ohnehin mal schwanger wird und dann keinen Kopf mehr dafür hat. So widersprach und widerspricht zum großen Teil noch jetzt die unbewusste Rollenvorstellung von der Frau dem Mythos Wissenschaft und Wissenschaftler, der sich 24 Stunden nur der Wissenschaft hingibt.

Aber ist es nicht auch so, dass sich jetzt einiges ändert? Vergrößert sich nicht der Frauenanteil bei den Ein- und Anstellungen?

Zumindest gibt es viele Papiere und Stellungnahmen, in denen das drin steht, das ist richtig. Es gibt zum Beispiel ein sehr gutes Papier vom Wissenschaftsrat aus dem Jahr 2012, der 2007 eine große Initiative zur Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit eingeleitet hat. Da gibt es Maßnahmen wie die Planbarkeit von Beschäftigungsverhältnissen durch längerfristige Verträge und Stipendien zu erhöhen und somit die Verhinderung oder zumin-

dest Linderung von prekären Beschäftigungsbedingungen. Oder dass man bei Frauen darauf achten muss, dass sie in der Schwangerschaft und vor allem in den ersten Jahren, wenn sie Kinder haben, weniger Zeitressourcen als Männer haben. Denn nach wie vor ist das gesellschaftliche Rollenbild der Frau so, dass die Hauptlast der Familienarbeit auf den Schultern der Frau ruht. Es ist wichtig, dass man nicht stur vergleicht: 30-jähriger Mann gegen 30-jährige Frau, er hat zehn Veröffentlichungen, sie nur fünf. Daraus folgt: sie ist schlechter. Mit einem rein quantitativen Vergleich kann es nicht gehen. Man muss sich bei Bewertungen von Personen seiner eigenen Vorurteile bewusst werden. Es wird auch durch verschiedene Umfragen und empirische Forschungsstudien bewiesen, dass Frauen unbewusst immer noch a priori eine negative Erwartungshaltung entgegengebracht wird, weil sie schwanger werden können. All das sind Probleme – neben Mutterschutz, Elternzeit, Vertragsverlängerungen usw. Da sind noch viele rein pragmatische Hindernisse und Benachteiligungen struktureller Art, weil das Bewusstsein lange noch nicht da ist, dass es normal wird, Arbeitszeiten personenfreundlich zu gestalten. Wir wollen die Menschen hinbiegen auf die Arbeitswelt Universität, anstatt dass wir die Arbeitswelt auf die Menschen hin ausricht-

INTERVIEW



ten. Weil wir das noch nicht tun und solche Strukturen geprägt sind von männlich dominierenden Wissenschaftswelten, ist es noch so schwer, die Arbeitswelt auf diverse Lebenssituationen auszurichten. Und man muss auch in die Gesellschaft hineinwirken, damit sich auch dort Rollenvorstellungen ändern und die Frau nicht mehr allein beispielsweise die Hauptlast der Familienverantwortung trägt.

Wer kommt zu Ihnen in die Sprechstunde?

In der Sprechstunde gibt es zu allen Aspekten von Diskriminierung oder sexueller Belästigung regelmäßig Hilfesuche und Beratung. Es gibt sowohl Probleme mit Vorgesetzten als

auch Kollegen. Es kommen also nicht nur Nachwuchswissenschaftlerinnen, nicht nur Studentinnen – es kommen auch Professorinnen und Professoren, es kommen auch Männer.

Gibt es ein besonders häufiges Phänomen?

In den letzten zwei Jahren ist ein Phänomen schon häufig: Das Problem der Weiterförderung und Weiterbeschäftigung durch einen Vertrag, wenn Frauen schwanger sind. Da hat sich die Atmosphäre oder Kultur irgendwie negativ entwickelt, so dass Frauen oft genötigt werden, selber zu kündigen oder den Vertragsumfang zu reduzieren oder Verträge werden einfach nicht verlängert. Das ist

dann schon einigermaßen legal. Verträge sind befristet, sie laufen aus. Obwohl Frauen aber oft eine mündliche Zusage auf Verlängerung hatten, werden Verträge bei Schwangerschaft eben doch nicht verlängert. Es wird also oft unmöglich gemacht, darüber zu reden oder zusammen mit dem Chef oder der Chefin die nächste Zeit konstruktiv für beide zu planen. Da herrscht oft eine Atmosphäre der Angst.

Wie gehen Sie vor? Beraten Sie vor allem die Frau oder vermitteln Sie zwischen den Personen?

Ich vermittele natürlich. Erst lasse ich mir alles erzählen und dann bespreche ich mit der Dame, ob ich überhaupt et-

was tun kann und ob sie will, dass ich etwas tue. Manchmal kann ich Angebote machen, die sie dem Chef oder der Chefin weitergibt und dann löst sich das ganz gut auf. Manchmal braucht man etwas Nachdruck oder ich muss mit dem Chef oder der Chefin selber reden. Manchmal kann ich natürlich auch nicht helfen.

Welche Anliegen haben Männer, die zu Ihnen kommen?

Männer haben zum Teil Projekt- oder Zusammenarbeitsvorschläge oder sie fragen, wie sie ihre Mitarbeiterinnen fördern können oder ob ich etwas unterstützen kann. Ich kann Vertragsverlängerungsgelder oder Mutterschutz-

überbrückungsgelder zahlen. Es gibt auch manchmal Probleme, wenn sich Professoren zu sehr bedrängt von Studentinnen fühlen. Oder es kommen Sonderforschungsbereichsleiter, die wissen wollen, wie sie ihr Gleichstellungskonzept formulieren sollen.

Gibt es Ihrer Meinung nach Kompetenzbereiche oder Studienfächer, in denen auch Männer in irgendeiner Weise benachteiligt sind?

Ich glaube nicht, dass sie strukturell benachteiligt sind, weil diese Arbeitswelt hier von Männern gemacht wird und von Männern dominiert ist. Es gibt Studienfächer, in denen Männer unterrepräsentiert sind: zum Beispiel in der Tiermedizin, Pädagogik und Psychologie, auch in manchen Sprachen. Aber das liegt nicht daran, dass man sie ausgrenzt, sondern dass die Feminisierung dieser Fächer schon weit vor der Universität in den Schulen liegt. Wenn in den Schulen kein diversitäts-kompetenter Unterricht stattfindet, dann werden nach wie vor die Klischees von dort auf die Kinder übertragen und die Jungen gehen zu traditionellen männlichen Fächern und die Mädchen zu den traditionell weiblichen. Wir arbeiten übrigens auch daran, dass die Lehrer und Lehrerinnenausbil-



dung diversitäts-gerechter wird. Außerdem verlassen Männer sehr schnell Bereiche, in denen man nichts oder wenig verdient. Beispiel Sprachwissenschaften: schlechte Berufsaussichten. Bei Psychologie braucht man die Soft Skills, das Zuhören, das Reden, die Empathie, was man traditionell der Frau zuweist. Aber das ist keine Diskriminierung, das hat mehr mit einer nicht offenen Erziehung und nach wie vor festsitzenden Rollenbildern in der Gesellschaft zu tun...

...unter welchen manche Männer eventuell auch leiden.

Sie leiden mit Sicherheit, weil sie keine Wahlfreiheit haben, das gestehe ich gerne zu. Auch für den Erzieherberuf oder Lehrerberuf – vor allem in den Grundschulen – sind die Verdienstmöglichkeiten schlecht. Vom 'Erziehersein' kann niemand gut leben – zumindest nicht in einer Stadt wie München. Auch gilt der Beruf als unmännlich. Da sind dann die Frauen vielleicht auch selber verantwort-

lich, wenn sie Männern den Eindruck vermitteln, keine 'Weicheier' zu wollen. Wahrscheinlich stehen die Männer auch unter Druck. Aber nicht, weil sie von uns Frauen diskriminiert werden, sondern weil sie Strukturen weiterhin fördern, die auch ihnen Freiheit nehmen.

Es gibt unter den Studenten Männer, die sich benachteiligt fühlen.

Wo fühlen sie sich benachteiligt?

Sie wollen beispielsweise auch einen Männerbeauftragten.

Dann müssen sie auch sagen, warum. Das ist wie bei einem beleidigten Kind, das das rote Spielzeug nicht bekommt, weil es ein anderes hat, aber dann auch ein rotes haben will.

Jetzt mal zu außeruniversitären Geschlechterdiskursen: Was halten Sie von der Frauenquote?

Zunächst mal: Quoten begegnen Ihnen überall. Wir haben Einschaltquoten und Quoten werden überall genutzt. Das ist nichts, was die Menschen nicht ohnehin tagtäglich mitnehmen. Es gibt Phasen, wenn man ganz jung ist, in denen man überhaupt nichts von der Quote hält. Da spürt man aber auch noch nicht den Druck um begehrte Positionen. Bei mir war das genauso. Aber ich bin zusehends eine Quotenanhängerin geworden, weil alle Maßnahmen und Programme, in die Gelder investiert werden, nicht oder viel zu langsam greifen. Geht das so weiter, dann schaffen wir vielleicht in 50 Jahren einen Frauenanteil unter den Professorinnen von knapp 30 Prozent. Es ist nicht eine Quote, die rein das Geschlecht beachtet, sondern es ist eine leistungsbezogene Quote. Die Frauen, welche diese ganze Mühle durchlaufen haben, die es in diesem System, das von der Struktur und vom Wesen her für Frauen einfach noch nicht bereit ist, soweit ge-

schafft haben, die sind schon exzellent. Und dann müssen sie zum Zuge kommen, wenn sie mit Männern konkurrieren. Wir brauchen die Frauenquote auch nicht ewig, sondern bis wir sozusagen einen gewissen Kuchenanteil haben. Ich behaupte auch nicht, dass Frauen etwas besser machen oder die besseren Menschen sind, aber es gibt zwei Arten von Menschen und es sollen alle mitspielen dürfen in der Lebens- und Arbeitswelt. Nur dann können wir von Gerechtigkeit sprechen.

Wie sollte die moderne junge Frau als Frau leben und sich verhalten? Welche Vorstellungen und Ziele empfehlen Sie?

Ich würde mich nie in eine Position hinauf arbeiten wollen, in der ich männliche Züge annehmen müsste. Dann müsste man als Frau ja wieder die männlichen Mechanismen annehmen und somit wieder das alte Rollenbild festigen. Ich möchte, dass ich den Weg so gehe, dass sich zum einen meine Persönlichkeit und Talente entfalten können und es mir gut geht und zum anderen, dass sich dadurch auch benachteiligende Strukturen ändern.

Da zeigt sich doch auch eine gewisse Tragik der Frau. Sie möchte in die Positionen der Männer, aber sobald sie einen höheren Posten besetzt, muss sie sich verhalten wie ein Mann?

Ja. Damit nehme ich die Verhaltensmuster des Mannes an und damit festige auch die Schemata. Davor würde ich warnen. Wenn das manche machen und damit glücklich sind, ist das auch gut. Aber das führt nicht zu einer

befreienden Bewegung für beide Geschlechter. Ich möchte zu einem Punkt kommen, wo es nicht mehr darum geht, ob die bewerbende Person eine Frau oder ein Mann ist, sondern dass man auf die Person schaut, die das und das kann und mitbringt. Ich bringe die Differenz zwischen Mann und Frau hinein, um das letztlich dann aber wieder zu überwinden. Man muss in den Köpfen erst einmal klarmachen, dass die unterschiedlichen Herangehensweisen doch auch ein Gewinn sind.

Weshalb ist heutzutage der Geschlechterdiskurs wieder ubiquitärer?

Für Männer, die es bisher gewohnt waren, unter sich zu sein, ihre eigenen Verhaltensmuster und sozusagen ihre Rituale des Jägers und Kämpfers kannten, ist es etwas Neues, mit einer Frau in einem Gremium zu sein. Sie wissen noch nicht, ob das eine Konkurrentin ist oder wie man sich da benehmen muss. Es ist eine gewisse Unsicherheit da. Ich denke nicht, dass das Thema jetzt gerade wieder aktuell ist, denn zumindest in der Wissenschaft und an Universitäten ist es seit mehr als 20 Jahren virulent.

Aber es gibt heutzutage zunehmend Stimmen, die sich gegen neue Rollen wehren und es gibt sogar mittlerweile Frauen, die sich für Männerrechte einsetzen.

Ja, da haben Sie Recht. Es ist so: In Bayern und bundesweit gibt es seit 20 Jahren das Amt der Frauenbeauftragten. Und wir Akteurinnen haben das Thema publik gemacht, haben dafür gekämpft. Wir haben zum Bei-

spiel angefangen, über Kinderbetreuung zu reden. Dann hat die Politik darüber geredet. Es wurden Programme besprochen und geschrieben. Wir haben Frauenförderung verbal und schriftlich dokumentiert und institutionalisiert. Deswegen ist sie scheinbar so erfolgreich, deswegen hat sie scheinbar schon so viel gemacht und deswegen kann der Eindruck entstanden sein, dass seit 20 Jahren nur über Frauen und Frauenfördermaßnahmen und Geld dafür geredet wird. Aber wenn Sie die Zahlen anschauen, sehen Sie: Es hat fast nichts gebracht. Es ist ein ganz ganz langsamer Prozess. Im Gegensatz dazu ist die Förderung von Männern jahrhundertalt. Die läuft einfach ganz normal im Betrieb jeden Tag mit – unbewusst und bewusst –, weil die Strukturen auf Männer zugeschnitten sind. Wir haben also eine nicht institutionalisierte, permanente Männerförderung, ein im System integriertes Männermentoring. Für Frauen hatten wir das nie. Deshalb haben wir Programme für Frauenmentoring, Frauenstipendien oder eben die Frauenbeauftragten.

Vielen Dank, Frau Weber, für dieses Interview.

Totale Neugier

EINFÜHRUNG IN DEN PRAKTISCHEN JOURNALISMUS

Interview: Sophia Katamadze

CampusZeitung: Herr Wienpahl, Sie haben Sport und Geschichte studiert.

Wie sind Sie zum Fernsehen gekommen?

Wienpahl: Nach dem Abitur habe ich viele Gespräche mit Zeitungsredakteuren und Chefredakteuren geführt und habe mich für Praktika und Volontariate beworben. Aber mir wurde überall abgesagt. Ich hatte einfach keine Chance, in den Journalismus einzusteigen, bis mir ein Redakteur sagte: „Ach komm, du schaffst das, während des Studiums.“ Und so war es. Sport und Geschichte waren immer meine Lieblingsfächer – deswegen habe ich die studiert und habe während des Studiums angefangen, für Zeitungen zu schreiben, für das Radio zu arbeiten. Irgendwann habe ich dann auch ein Praktikum beim Fernsehen gemacht. Danach habe ich in den Ferien für Fernsehstudios gearbeitet. Nach dem Studium kam ein Volontariat in Baden-Baden und mein erster Film. Ich war so begeistert von der Materie, dass ich dabei bleiben wollte. Und bin ich geblieben.

Es wird immer wieder darüber diskutiert, ob Moderatoren eine journalistische Aus-

bildung brauchen. Es gibt viele TV-Gesichter, wie z.B. Jörg Pilawa oder Frank Elstner, die ohne journalistische Ausbildung erfolgreich Karriere gemacht haben. Braucht ein Moderator journalistische Ausbildung oder nicht?

Das sind natürlich große Namen und große Moderatoren. Und die haben keine Ausbildung gebraucht. Allerdings glaube ich, meine Ausbildung als Volontär hat mir nicht geschadet. Ich bin total froh, dass ich die habe. Es gibt ja mittlerweile verschiedene Wege und Schulen, in denen man Moderation lernen kann. Alles, was für Journalisten gilt, sollte auch für Moderatoren gelten: neugierig sein, auf neue Menschen zugehen können, gerne mit Wörtern spielen, gerne schreiben, sich gerne unterhalten, recherchieren, sich für eine Sendung vorzubereiten, diszipliniert sein. All das muss ein Moderator wollen und können.

Wie bereiten Sie sich für eine Sendung vor? Üben Sie die Texte vor dem Spiegel oder verlassen Sie sich einfach auf Ihre langjährige Erfahrung und Spontanität?

Ich übe nicht von dem Spiegel. Es gibt relativ viele die das machen, aber ich habe das nie ge-

macht. Am Anfang der Karriere ist das aber bestimmt nicht schlecht, um die eigene Körpersprache kontrollieren zu können. Für eine zweistündige Sendung, wie das ARD-Buffer, gehe ich vor allem die Dinge inhaltlich sehr intensiv durch. Mit meinem Wissen muss ich auf Augenhöhe sein mit den jeweiligen Experten, um die richtigen Fragen zu stellen. Aber Texte habe ich nie auswendig gelernt – das kann ich leider nicht. Ich habe nur ein Gitter: Wohin will ich und welche Fragen muss ich dafür stellen und danach formuliere ich alles sehr spontan.

Welches Buch muss ein Moderator unbedingt gelesen haben?

Da gibt es einen unfassbar großen Markt. Aber wenn ich etwas empfehlen müsste, dann Walther von La Roche: „Einführung in den praktischen Journalismus“.

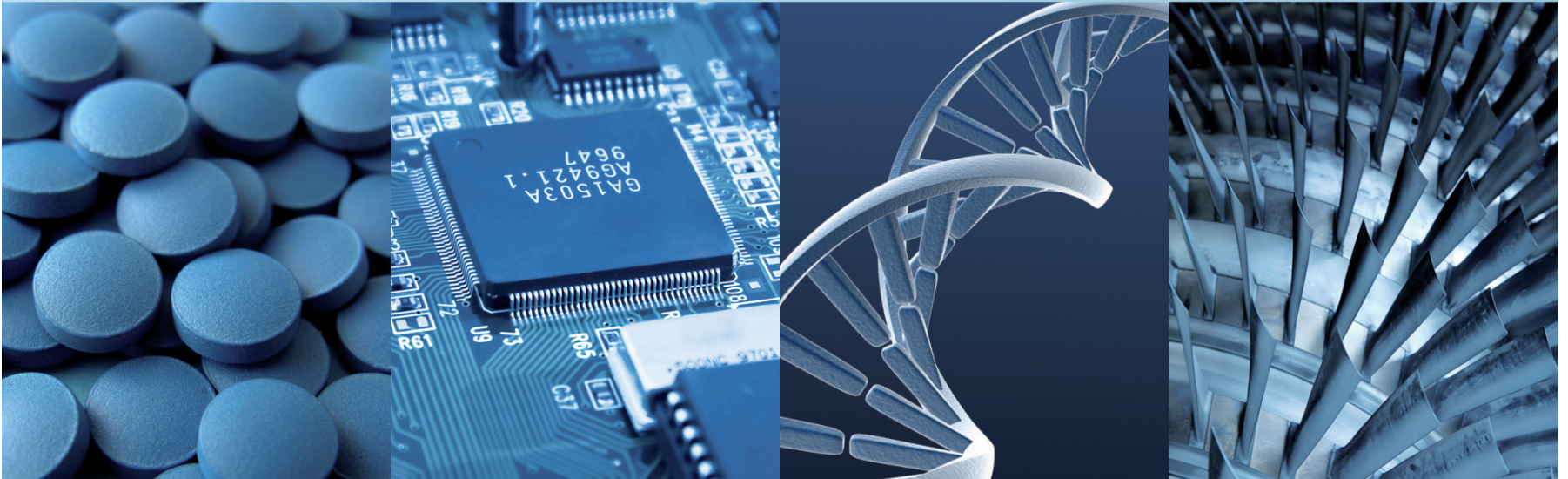
Welche Ratschläge haben Sie für junge, engagierte Leute, die den Weg zur TV Moderation einschlagen wollen?

Wenn man selbst Vertrauen in sich hat und keine Scheu vor Men-

schen besitzt, dann muss man auch keine Hemmungen haben, sich anzubieten. Man muss einfach versuchen, an die richtigen Menschen, die Verantwortlichen heranzukommen, sich da vorzustellen und zu zeigen, dass man da ist und für diesen Beruf brennt. Leicht ist das nicht, aber machbar. Ein Moderator oder Journalist darf und muss total neugierig sein. Ich war auch immer sehr interessiert. Man muss immer Fragen stellen und nach Antworten streben. Man lernt sehr viel dabei und ich selber lerne immer noch.



Maiwald



Um Patentanwalt zu werden, muss man kein Jurist sein.

Maiwald Patentanwalts-gesellschaft mbH ist ein Zusammenschluss von Patent- und Rechtsanwälten im Bereich des gewerblichen Rechtsschutzes. Die Kanzlei spezialisiert sich auf die Sicherung, die Verteidigung und die Durchsetzung der geistigen Eigentumsrechte ihrer Mandanten. Mehr als 180 Mitglieder, davon über 60 Anwälte, Assistenten und Trainees, arbeiten an den Standorten München, Hamburg, Düsseldorf, Zürich und New York.

FACHBEREICHE

Chemie & Pharmazie, Biotechnologie & Biologie, Physik, Maschinenbau, Elektrotechnik, Software, Recht

Maiwald Patentanwalts GmbH berät und vertritt inländische und internationale Mandanten auf allen technischen Gebieten und weltweit in allen Aspekten des Rechtes am geistigen Eigentum. Dazu gehören Patente und Gebrauchsmuster, Marken, Geschmacksmuster, Design- und Urheberrecht, Lizenzen und Verletzungsfälle, Wettbewerbsrecht,

Medien-, Computer-, Software- und Internet-Recht sowie Firmen- und Wirtschaftsrecht.

Internationale Konzerne, Forschungszentren und Universitäten zählen ebenso zu den Mandanten wie mittelständische und Start-Up-Unternehmen.

Ein Schwerpunkt liegt in Anmelde- und Einspruchsverfahren, insbesondere beim Europäischen Patentamt. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Vertretung in nationalen wie internationalen Verletzungsfällen und die Organisation solcher Vorgänge. Die Spezialisten der Kanzlei haben mit Erfolg die Verteidigung der Technologien der Mandanten auf internationaler Ebene organisiert. Der Umfang ihrer Expertise umfasst neben Verletzungsfällen auch Schiedsverfahren und Lizenzabschlüsse, auch dies im internationalen Rahmen. Mandanten wurden vor dem Bundesgerichtshof und dem Gerichtshof der Europäischen Union erfolgreich vertreten.

Maiwald Patentanwalts GmbH

München

T: +49 (0)89 747 266 0
info@maiwald.eu

Hamburg

T: +49 (0)40 555 895 0
mailhh@maiwald.eu

Düsseldorf

T: +49 (0)211 301 257 0
mail@maiwald.eu

Zürich

T: +41 (0)43 255 10-00
info@maiwald.ch

Internet

www.maiwald.eu

Totes

BESTANDSAUFNAHME EIN

Von Fiona Riedl

Welcher Student kennt nicht die Situation, kurz vor der Prüfung oder der Abgabe der Hausarbeit schnell noch ein Buch besorgen zu müssen, da alle Exemplare ausgeliehen sind oder das Buch nur durch die langwierige Fernleihe zu bekommen ist. Wie schön ist es dann, eine gut sortierte Buchhandlung in der Nähe zu wissen. Im Falle der Buchhandlung Heinrich Frank steht man nun mit seinen Bücherwünschen vor verschlossenen Türen. Seit Ende Oktober 2012 ist die Ära-Frank zu Ende. Schuld waren ausbleibende Gewinne, die dem immer weiter expandierenden Online-Handel von Büchern und den neuen, elektronischen Büchern oder besser E-Books zuschreiben kann. Ist dieser Fall symptomatisch für eine ganze Branche?

München 2013. Ich spreche mit Jens Raderschall, dem Mitbegründer des Buchhandels Buch & Töne, um die Antwort direkt im 'Krisengebiet' zu finden. Schnell wird klar, dass das Geschäft mit Büchern nicht immer ein Zuckerschlecken ist, aber vor allem, dass man dabei nicht den Humor verlieren darf – was folgende Zitate und Erklärungen deutlich unterstreichen.

„Der Vorteil ist, dass wir schon in der Krise angefangen haben. Wir kennen es nicht anders.“

Wir, das ist das Team um den Besitzer und Begründer Thomas Voglsang und Jens Raderschall, der nach seinem Studium der Dramaturgie und Literaturwissenschaft bemerk-

te, dass ihm die Arbeit am Theater nicht so viel Spaß macht, wie anfangs gedacht. So war das Angebot seines Freundes und Arbeitskollegen Thomas sehr verlockend, 2005 in seiner neuen Buchhandlung in Haidhausen anzufangen. Dabei kamen beide erst so richtig durch die Arbeit bei TEXXT – einer Buchhandlung und modernem Antiquariat – mit der Buchbranche in Berührung. 2010 erweiterten sie ihr Geschäft um eine Filiale im Uni-Viertel. In Zeiten, in denen eine Buchhandlung nach der anderen schließen musste, schien das ein gewagter Schritt.

„Zu diesem Job gehört auch immer ein bisschen Wahnsinn.“

Zu den unverhältnismäßig hohen Mieten für die Ladenfläche,

kommt noch das finanzielle Risiko des Geschäftsmodells hinzu. Buch & Töne besteht aus einer Mischung aus klassischem Sortimentsbuchhandel und modernem Antiquariat – also ein Angebot an Büchern, die nicht mehr der Preisbindung unterliegen und somit reduziert verkauft werden können. Darunter fallen sowohl Bücher, die zwar ungelesen sind, aber kleine äußere Mängel oder leichte Lagerspuren aufweisen, als auch Restauflagen, die in der Regel neu und original verpackt sind. Diese Bücher werden unter hohem logistischen Aufwand in der ganzen Republik erstanden: „Manchmal fahren wir für fünf Kistchen mit Ausstellungstücken zu irgendeiner kunsthistorischen Tagung nach Hamburg, manchmal kommen wir mit sieben Tonnen Büchern

auf einmal zurück nach München“, sagt der Buchhändler. Für das ganze Team bedeutet das eine hohe finanzielle Belastung, Arbeitsaufwand und das ständige Risiko, das gebundene Kapital im Verkauf nicht mehr absetzen zu können. „Zu diesem Job gehört auch immer ein bisschen Wahnsinn.“, meint Jens Raderschall mit einem Augenzwinkern, denn das Konzept geht auf.

„Survival of the fittest“

Der hohe Aufwand sichert den klaren Vorteil, dass immer wieder Besonderheiten auftauchen, zu Preisen wie sie nicht einmal online angeboten werden. Aber nicht nur das interessante, vielfältige Sortiment, auch die gute und flexible Logistik, verschafft dem Einzelhandel den ent-



Buch

ER BRANCHE IN DER KRISE



© buch & töne

scheidenden Vorteil. So kann das Buch innerhalb eines Tages bestellt und vor Ort abgeholt werden, so dass man nicht auf schnelle Zustellung durch die Post hoffen muss. Diese Vorteile sind überlebenswichtig, denn der Verdrängungswettbewerb ist allgegenwärtig. Vor allem der Internetversandhandel Amazon spielt in diesem Kampf eine wichtige Rolle. Dabei hat der Online-Versandriese durch die negativen Berichte Anfang des Jahres an Ansehen verloren. „Davon haben wir schon profitiert.“, meint Jens Raderschall. Viele Kunden seien damals auf ihn zugekommen und haben bewusst die Online-Bestellung abgelehnt. Weniger profitiert der Einzelhandel jedoch von den E-Books und E-Readern. Vor allem in Amerika fand das digitale Buch rasenden Absatz.

Doch Jens Raderschall sieht in ihnen keine Gefahr für das Buch in Deutschland, „In Deutschland herrscht eine andere Kultur ums Buch. Das sieht man schon an der Art der Verarbeitung. Vergleicht man ein Taschenbuch, das in Deutschland verlegt wurde mit einem englischen, so fällt auf, dass Haptik, Optik und Verarbeitung ganz anders sind: „Das Papier eines englischen Schmökers erinnert an Klopapier.“ Auch die emotionale Bindung zum Buch ist eine andere. „Niemand liest seinem Kind aus einem E-Book eine Gutenachtgeschichte vor!“, sagt der zweifache Vater. Und so ist das Buch nicht nur eine Ware, sondern ein Kulturgut, das dem Leser einen Blick in eine andere Welt eröffnet. Jens Raderschall sieht in Bücher darüber hinaus auch eine Art biografisches

Netz. Die Bücher im Regal verraten viel über das eigene Leben und die Entwicklung der eigenen Interessen. Sie haben immer einen Erinnerungswert und so schlägt man das Buch auf, um in seiner Vergangenheit zu stöbern. „Der Impuls, ein Buch noch einmal in die Hand zu nehmen und es zu lesen, fällt bei den elektronischen Büchern weg.“

„Von Bullerbü bis Wittgenstein“

Am wichtigsten ist dem Team von Buch & Töne der Status als Stadtteilbuchhandlung. Nach den drei Jahren, die es die Filiale in der Amalienstraße schon gibt, bemerkt Jens Raderschall nun ein langsames Ankommen im Viertel. Doch dieser Status musste erst mal hart erarbei-

tet werden. Und so beschränkt sich das Angebot nicht nur auf Fachliteratur, Belletristik und klassische Literatur. „Wir wollen keinen elitären Lesetempel“, so Raderschall. Hör-, Mal-, Kinderbücher sowie Reiseführer und Kalender erweitern das Sortiment und bieten ein vielfältiges Angebot. Der qualitative Anspruch gilt nicht nur für das Sortiment, sondern auch für die Mitarbeiter. „Es ist immer eine Herausforderung. Ich bin Experte von Bullerbü bis Wittgenstein.“ Das Team – eine Mischung aus Festangestellten und Studenten – stellt sich jeden Tag den individuellen Wünschen der Kunden. Dabei sind die geisteswissenschaftlichen Kenntnisse, aber vor allem die unerschöpfliche Neugier auf neue und spannende Themen sowie die Liebe zu den Menschen ausschlaggebend. Der kollegiale Umgang innerhalb des Teams, in dem sich jeder kennt und schätzt, und das gemeinsame Interesse an Büchern, Lesen und Menschen, schafft eine unvergleichliche Atmosphäre, die zum Wohlfühlen und Verbleiben einlädt.

Ist die Schließung der Buchhandlung Heinrich Frank denn nun symptomatisch für die ganze Branche? Ja und nein. Denn die Branche ist in der Krise, doch es gibt immer noch Menschen, die sich für eine Kultur des traditionellen Buches einsetzen und die in ihrer Arbeit eine Steigerung der eigenen Lebensqualität sowie der des ganzen Viertels sehen. Schön, dass es sie noch gibt – so sollte es bleiben.

Wann, wenn nicht jetzt?

FAMILIENGRÜNDUNG IM STUDIUM ALS GÜNSTIGE ALTERNATIVE ZUR MÜHSAMEN VEREINBARKEIT VON FAMILIE UND BERUF

Von Susanne Brandl

Sara möchte gerne einmal Kinder haben. Doch bis dahin dauert es noch lange. Sie beendet in diesem Semester ihr Studium der Publizistik und Politikwissenschaft und dann muss sie erst einmal Arbeitserfahrungen sammeln. „Ich will erst Kinder haben, wenn ich den Berufseinstieg geschafft habe. Ich möchte ein paar Jahre gearbeitet haben, bis ich fest im Leben stehe und bereit bin, ein Kind zu bekommen.“ sagt Sara entschlossen. Sie hat also schon einen konkreten Lebensplan im Kopf - wie viele ihrer Mitstudentinnen.

Immer ältere Eltern mit weniger Zeit

Den Berufseinstieg schaffen, das bedeutet für eine Studentin von Saras Fachrichtung meist 3 Jahre lang unbezahlte bis mäßig bezahlte Praktika zu machen, spärlich ausgeschriebene Traineestellen zu ergattern und jahrelang ein Volontariat zu durchlaufen. Mit fast 30 Jahren wird Sara dann hoffentlich endlich eine unbefristete Stelle besetzen, in der sie sich wiederum über Jahre hinweg einen guten Ruf erarbeiten muss. Dieser soll ihr den Wiedereinstieg in die Arbeitswelt nach einer Schwangerschaft erleichtern. Mit frühestens 33 also wird Sara sich den Kinderwunsch erfüllen können, vorausgesetzt sie hat den passenden Partner dazu. Dass heutzutage Frauen (und auch Männer) erst mit Mitte 30 Kinder bekommen, das ist keine Seltenheit mehr. Viele Studenten haben nach dem Abitur unendlich viele Wahlmöglich-

keiten von Lebensentwürfen. Weltreise, Ausbildung oder/und Studium, Berufsorientierung, Erasmus, Promotion - das alles sind Angebote und Optionen, die zu nutzen es Zeit kostet. Dazu kommt, dass man als Student das „Studentenleben“ genießen möchte, „sich selbst finden“ muss, und dazwischen den richtigen Partner finden will. Gerade Letzteres gestaltet sich bei vielen schwierig, was wohl auch an der allgemeinen Irritation hinsichtlich der Geschlechterrollenmuster liegt.

Falls Sara das Glück haben wird, einen Mann zu finden, der bereit ist, mit ihr, zu dem Zeitpunkt ihres 34. Lebensjahrs, ein Kind zu bekommen, selbst dann gestaltet sich die Sache nicht nur einfach. Denn Sara will und muss nach einem halben Jahr wieder zurück in den Beruf. Ihr Freund nimmt, wenn alles gut läuft, eine Zeit lang Vaterschaftsurlaub. Das Kind ist dann kaum ein Jahr alt, wenn es in die KITA gegeben wird. Dann bleibt für das Kind nur Zeit am Wochenende, ansonsten eine Stunde abends vor dem Schlafen gehen. Da kommt bisweilen die Frage auf: Wozu ein Kind, wenn kaum Zeit bleibt für das gemeinsame Beisammensein? Andererseits ist es mehr als verständlich, wenn jede Frau nach der Geburt und der genommenen „Auszeit“ auch wieder in den Beruf will, um eigenständig und finanziell unabhängig zu sein oder schlicht, weil es ihr Spaß macht, zu arbeiten. Gibt es für diese verzwickte Lage, in der sich die Familienplanung derzeit befindet, denn überhaupt

eine Lösung? Oder kann man sich diese zumindest irgendwie erleichtern? Wann ist denn wirklich der beste Zeitpunkt, um ein Kind zu bekommen? Die Universität Rostock scheint darauf eine Antwort zu haben. Hier wird seit kurzer Zeit dafür geworben, dass Studenten und Studentinnen während des Studiums ihre Kinder bekommen. Während des Studiums? So ganz ohne finanzielle Absicherung? Ohne abgeschlossene Ausbildung? Ohne ausreichende Lebenserfahrung?

Sorge für die Campuskinder

Es gibt viele Gegenstimmen, aber tatsächlich ist die Option, in der Studienzeit ein Kind zu bekommen, nicht nur eine Überlegung wert. Die deutschen Universitäten haben mittlerweile ein großes Angebot an Beratungs- und Servicestellen für schwangere Studentinnen und Studierende mit Kindern. In 46 Studentenwerken unterstützen deren Sozialberatungsstellen unter anderem studierende Eltern. 37 Studentenwerke haben ihr Beratungsangebot sogar speziell auf das Thema Studium mit Kind zugeschnitten. Viele Studentenwerke haben Informationsmaterialien zur Unterstützung studentischer Eltern, ein Großteil führt Informationsveranstaltungen für Studierende mit Kind durch. Dazu gibt es telefonische oder persönliche Beratung vor Ort zu Fragen der Studienorganisation, Beurlaubung etc. Obwohl die Hochschulen nicht

gesetzlich verpflichtet sind, Betreuungsplätze für Kinder von Studenten anzubieten, gibt es an Deutschlands Universitäten 234 Kinderbetreuungseinrichtungen mit mehr als 8.000 Plätzen für Kinder von Studenten, davon 4.300 Plätze für Kinder unter drei Jahren. 25 Studentenwerke bieten flexible Kurzzeitbetreuung an, d.h. Kinder werden auch zu Klausurenzeiten oder z.B. in den Abendstunden betreut. An den allermeisten Hochschulstandorten dürfte es also Kinderbetreuung durch das Studentenwerk geben. Das Studentenwerk München ist z.B. Träger von 18 Kinderbetreuungseinrichtungen für Kinder im Alter von 1-3 Jahren. Zähe Verhandlungen waren nötig, bis es den ersten Hochschulen möglich war, eigene Angebote finanzieren zu können. Erst infolge der Diskussion über familienfreundliche Einrichtungen (seien es Hochschule oder Unternehmen) ist es gelungen, Bewegung in die Sache zu bringen.

Studentische Eltern: jung und flexibel

Es gibt noch viele weitere Gründe, ein Kind während der Studienzeit zu bekommen. Man ist z.B. sehr flexibel in der Zeiteinteilung. „Wir haben beide gar kein Urlaubssemester eingelegt, sondern immer so viel gemacht wie wir geschafft haben. Mein Freund kümmert sich vormittags um das Baby, während ich in der Uni bin. Mittags gehen wir alle zusammen in der Mensa essen und ich gehe nach dem Essen mit dem Baby nach Hau-



se, dann hat er Zeit für sein Studium.“ erklärt Lena Vestweber, eine 25-jährige Mathematikstudentin mit Kind, für das sie sich mit ihrem Partner bewusst entschieden hat. Ihr Baby hat rund um die Uhr einen Eltern-Teil zur Verfügung und muss gar nicht in die KITA. Auch in der Schwangerschaft hat es ihr geholfen, dass sie zu Hause arbeiten konnte. In vielen Berufswelten ist das nicht möglich.

Marvin Stuhler, der Wirtschaftsingenieurwesen studiert, hat ein Kind mit seiner Freundin, die ebenfalls Studentin ist. Das Kind war überhaupt nicht geplant, aber Marvin sieht es positiv, jetzt im Studium ein Kind bekommen zu haben. Neben dem Vorteil, seine Stundenpläne aufeinander abzustimmen, sind beide Eltern „gleich beteiligt an der Erziehung“, „meistens jung und der Belastung gewachsen“ und auch die Kosten für die Kita sind mit zusätzlicher Bafög-Unterstützung nicht so hoch.

Es ist nicht immer einfach

Sowohl bei Lena als auch bei Marvin bleibt zwar das Partyleben auf der Strecke, was sie aber erst einmal nicht als Nachteil sehen. Lena ist abends immer sehr müde und mit der Sorge um ihr

Kind, mit ihrem Studium und der Pflege von Freundschaften voll beschäftigt. Marvin spricht von Mehrfachbelastung und einem kleiner werdenden Freundeskreis aufgrund von unterschiedlichen Lebensinhalten. Letzteres kann einem aber auch später, im Berufsleben, widerfahren. Dass Marvins Freundin mit einem Kind Probleme hat, einen guten Job zu finden, stimmt bedenklich. Vermutlich befürchten viele Arbeitgeber, dass sie geistig nicht voll bei der Arbeit ist oder dass eine zweite Schwangerschaft „droht“. Neben Arbeitgebern erschweren manchmal auch Kommilitonen die studentische Elternschaft. „Anderen Studenten ist der ‚Aufwand‘ für ein Kind nicht bewusst. In Gruppenarbeiten ist es schwer zu vermitteln, dass man früh genug anfangen muss, weil man die letzte Woche vor Abgabe nicht 12 Stunden am Tag Zeit hat.“ erzählt Marvin. Aber dafür drückt der ein oder andere Professor bei Fristverlängerungen von Seminararbeiten meist ein Auge zu!

Keine großen Probleme gibt es in finanzieller Hinsicht. Da helfen oft noch die Großeltern aus, es gibt zusätzliche Bafög-Unterstützung und mit einem Studentenjob für einen Eltern-Teil, kommt man da gut über die Runden.

Der Mut lohnt sich!

Nur 5% der deutschen Studierenden entscheiden sich für ein Kind während des Studiums. Oft verliert man als Student/in keinen einzigen Gedanken an ein Kind, weil so viele andere Dinge im Raum stehen. Und wenn man doch einmal überlegt, wie es wäre mit Kind, dann überwiegt oft die Angst, dem Ganzen nicht gewachsen zu sein oder irgendetwas zu verpassen. Und meist weiß man eben noch nicht einmal, ob der /die eigene Freund/in „der/die Richtige“ zur Familiengründung ist, vorausgesetzt, man hat einen Partner!

Lena und Marvin jedenfalls antworten mit einem klaren „Ja!“ auf die Frage, ob sie es immer wieder so machen würden. Sie würden es sogar ihren Freunden empfehlen, ein Kind schon im Studium zu bekommen, da man „viel mehr Zeit für sein Kind hat als in einem normalen 40-50 Stunden-Job.“ Und wenn man doch mal einen 40 Stunden-Job annehmen sollte, dann ist das Kind auch schon groß genug, um im Kindergarten oder in der Nachmittagsbetreuung allein zurecht zu kommen. Dann kann man nämlich so richtig loslegen im Berufsleben, denn der Zögling sitzt inzwischen sowieso in der

Schule und lernt.

Wenn es ihn also überhaupt gibt, den richtigen Zeitpunkt fürs Kind, dann liegt er in der Studienzzeit.

Es ist doch sehr bemerkenswert, dass bei der Eingabe der Suchbegriffe „Studium, Uni, Kind“ die Google-Suchmaschine etliche „Kinder-Unis“ herausfiltert, an denen Dreijährige schon verschiedene Marketingstrategien erwerben können. „Studieren mit Kind“ bleibt da von sekundärer Rangfolge.

AIESEC

DIE WELTWEIT GRÖSSTE STUDENTENORGANISATION IM BLICK



Von Irine Chikhladze

Ein Student braucht Führungspotential. Finden die Leute von AIESEC, der Association Internationale des Etudiants en Sciences Economiques et Commerciales, und bilden deshalb als international größter gemeinnütziger studentischer Verein aus und weiter. Wie genau das weltweit funktioniert, erklärt ein Mitglied im Interview.

AIESEC ist eine 1948 von einer Gruppe internationaler Studenten in Stockholm gegründete Studentenorganisation, deren Ziel ist, einen Beitrag zur besseren Völkerverständigung zu leisten und interkulturelle Beziehungen unter Studenten verschiedenster Nationen zu schaffen. Heute ist AIESEC die weltweit größte von Studenten geleitete Organisation mit mehr als 86.000 Mitgliedern in über 110 Ländern. Sie ist mittlerweile in 780 Städten an mehr als 2.400 Universitäten global präsent.

AIESEC will Studierende individuell und gezielt weiterbilden. Da heutzutage fachliche Kompetenzen und reines Bücherwissen allein nicht mehr ausreichen, um auf dem Weltmarkt herauszustechen, legt AIESEC großen Wert auf die Entwicklung von Führungspotenzial, Team- und Kommunikationsfähigkeit sowie interkultureller Kompetenz. Als reine Studentenorganisation bietet AIESEC durch seine verschiedenen Leistungen eine ideale und individuelle Plattform zur Talententwicklung für

Studierende aller Fachrichtungen. Als gemeinnütziger Verein geht es dabei nicht um Profitmaximierung, sondern um die bestmögliche Entwicklung der Studenten. Um mehr über AIESEC, seine Tätigkeiten und Angebote zu erfahren, hat die Campuszeitung mit Linda Folk, einer Vertreterin der Organisation, gesprochen. Linda studiert Kommunikationswissenschaft mit Nebenfach Psychologie. Seit Mai 2012 engagiert sie sich bei AIESEC. Seit September 2013 ist Linda Vorstandsmitglied von AIESEC München und für das Communications Team (Marketing, PR, interne Kommunikation) verantwortlich.

CaZe: Was sind denn die Möglichkeiten und Programme, die AIESEC den Studierenden anbietet?

Linda Folk: Bei AIESEC gibt es im groben zwei Programme, die aber noch Unterprogramme haben. Eins davon ist das Mitgliedschaftsprogramm, in dem es darum geht, sich im lokalen AIESEC Komitee, oder auf nationaler und internationaler Ebene zu engagieren, um Studenten Auslandspraktika zu ermöglichen. Die Auslandspraktika sind das eigentliche 'Produkt' von AIESEC. Wir ermöglichen es Studenten, Praktika in über 110 Ländern zu machen. Das Besondere dabei ist, dass AIESEC den Studierenden viele Dinge erleichtert. Das heißt, zu Beginn gibt es jeman-

den, der die Praktikanten dabei unterstützt, das perfekte Praktikum für sie zu finden. Dann werden sie mit einem interkulturellen Seminar, das AIESEC verpflichtend anbietet, auf den Auslandsaufenthalt vorbereitet. Das AIESEC-Team in der Stadt, in der dann das Praktikum stattfindet, unterstützt die Praktikanten zunächst mit beispielsweise Visa und vertraglichen Aspekten und sucht dann Wohnungen für die Praktikanten, so dass diese nicht selbst suchen müssen. Zu guter Letzt gibt es dann am Praktikumsort für jeden Praktikanten einen so genannten Buddy, zu dessen Aufgaben es gehört, den Praktikanten vom Flughafen abzuholen, mit ihm Handykarte, Bankkonto, Aufenthaltsgenehmigung und solche Sachen zu erledigen, genauso wie einfach immer für alle Fragen da zu sein. Die Praktikanten werden in der jeweiligen Stadt auch immer gut integriert – sie sind also bei Meetings, Partys und sonstigen AIESEC-Aktivitäten immer dabei, da ein Hauptziel des Austauschs ja das Erfahren einer neuen Kultur ist.

Wir bieten auch soziale Praktika an, die ideal sind für die Semesterferien, weil man sich in etwa sechs bis acht Wochen in Projekten engagieren kann. Beispielsweise kann man Kindern in Indonesien Englisch beibringen oder man klärt in Afrika über AIDS auf. Dieses Engagement wird nicht bezahlt,

aber immer mit Kost und Logis entlohnt. Daneben gibt es auch längere Fachpraktika, die sechs bis zwölf Monate dauern. Diese Praktika sind bezahlt, und finden in unterschiedlich großen Firmen statt – von kleinen Startups, in denen die Praktikanten viel Verantwortung übernehmen können, bis hin zu global agierenden Firmen, die den Praktikanten einen hohen Professionalitätsgrad abfordern.

Welche Möglichkeiten gibt es, sich im Team von AIESEC München zu engagieren?

AIESEC bietet zwei unterschiedliche Programme für die Mitglieder an. Zum einen das Membership Program, bei dem man sich in einem der funktionalen Teams engagiert, zum anderen das Leadership-Programm. Es gibt zwei Level von Leadership-Positionen in München, wobei die Hierarchien sehr flach sind. Zum einen ist da der Vorstand, das so genannte Executive Board. Das sind acht Leute, die jeweils für eines der funktionalen Teams verantwortlich sind. Die funktionalen Bereiche gliedern sich in folgende Teams: Communication – das bin ich –, Outgoing Exchange, Incoming Exchange Reception, Talent Management – unsere Personalabteilung –, Finance, External Relations und Reception für die Betreuung der Praktikanten in München. Zusätzlich gibt es noch den Vorsitzenden des Vor-



standes, den Local Committee President. In jedem der sieben funktionalen Teams gibt es neben dem Hauptverantwortlichen noch das so genannte Middle Management, also die Teamleiter. Im Communication Team beispielsweise sind neben mir als Hauptverantwortliche noch drei Teamleiter: einer für das Marketing der Exchange Produkte, einer für das Marketing der Mitgliedschaft und einer für Media & Presse. Jeder Vertreter des Middle Management hat dabei ein kleines Team von drei bis sechs Leuten. Es gibt viele Möglichkeiten, eine Leadership Position zu übernehmen. Diese Positionen haben einige Vorteile: man lernt, strategisch zu arbeiten, kann sich in jungen Jahren im Bereich Unternehmensführung ausprobieren, ein Team leiten, motivieren und dessen Arbeitsfortschritte prüfen.

Sind die Teilnahmeplätze an den Programmen von AIESEC eigentlich begrenzt?

Natürlich gibt es jährlich nur eine begrenzte Zahl an Studierenden, denen wir die Möglichkeit geben können, sich bei AIESEC zu engagieren oder mit uns ins Ausland zu gehen. Das Leadership-Mitgliedsprogramm ist hier noch am stärksten limitiert, da es immer nur eine bestimmte Zahl an 'Stellen' gibt, die besetzt werden können. Trotzdem brauchen wir natürlich auch im nächsten Semester

wieder viele motivierte Leute, und wer wirklich begeistert ist von den Möglichkeiten bei AIESEC und von der Organisation selbst, der findet bei AIESEC sicher seinen Platz. Bei den Auslandspraktika gibt es nicht so sehr eine Beschränkung, als vielmehr ein Auswahlverfahren, das die Qualifikationen der Studierenden prüft. Bei sozialen Praktika sind das vor allem Sprachkenntnisse, insbesondere natürlich Englisch. Bei den längeren Praktika ist das Auswahlverfahren komplexer und setzt sich unter anderem zusammen aus Berufserfahrung, Sprachkenntnissen und der Offenheit für andere Kulturen.

Was sind die derzeitigen Aktivitäten von AIESEC München?

Im Moment ist AIESEC München in einer sehr spannenden Phase: Zum 1. September wechselt der jährlich gewählte Vorstand, der für das Jahr immer eine eigene Strategie und Ziele ausarbeitet. Gerade befindet sich AIESEC München in dieser Planungsphase, in welcher der Vorstand alle Details zu kommenden Aktivitäten plant. Durch die Tatsache, dass AIESEC eine reine Studentenorganisation ist, passiert in den meisten Teams in den Semesterferien nicht allzu viel – einige Teams sind jedoch das ganze Jahr beschäftigt. Zu den momentan anstehenden Arbeiten gehört zum Beispiel die Planung eines Oktoberfestwochenendes

für alle AIESEC-Praktikanten, die momentan in Deutschland Praktikum machen und die für dieses Wochenende alle nach München reisen werden. Außerdem steht zu Semesterbeginn die Anwerbung neuer Mitglieder und Interessenten für Auslandspraktika an, die natürlich durchgeplant werden muss.

Was unterscheidet AIESEC von anderen internationalen Studentenorganisationen oder Austauschprogrammen?

Für mich ist AIESEC einfach das komplette Paket. Es verbindet Studentenorganisation, soziales Engagement und Austausch, hat als weltgrößte internationale Studentenorganisation das dichteste Netzwerk zu bieten, und ermöglicht seinen Mitgliedern, sich auf sehr breiter Basis weiterzuentwickeln, andere Länder zu erleben und zu besuchen – nicht nur durch Praktika, sondern auch auf Konferenzen.

Als Linda Folk zu AIESEC kam, war sie von Anfang an motiviert, sich neben Studium und Werkstudentenjob zu engagieren und ihr theoretisches Wissen aus dem Studium sinnvoll anzuwenden, um sich weiter zu entwickeln und dabei auch noch Spaß zu haben. Wie Linda sagt, war die Entscheidung, zu AIESEC zu gehen, eine der besten Entscheidungen ihres Lebens. Durch AIESEC sammelt sie jetzt

schon Erfahrung in dem Bereich, in dem sie später auch beruflich tätig sein möchte und kann sich zudem auch kreativ ausleben. Sie kann Workshops und Konferenzen besuchen und fühlt sich wohl im großen internationalen AIESEC-Netzwerk. Sie hat das Gefühl, das Handwerkszeug und Wissen zu erwerben, um die Welt ein gewisses Stück verändern zu können und bei ihrer Arbeit auch noch Freunde fürs Leben zu finden. Jeder, der bei AIESEC aktiv mitmacht, kann seinen Horizont erweitern, sich selbst weiterentwickeln und interessanten Fachrichtungen kennen lernen. Oder wie Linda sagt:

„AIESEC lohnt sich für eine Vielzahl an Gründen, denn keine zwei Erfahrungen in der Organisation sind gleich, jeder zieht da etwas anderes für sich heraus. Neben den neuen Leuten, die man kennen lernt, besucht man als Mitglied ja auch Workshops, entwickelt sich in seinem Bereich professionell weiter und erlernt und verbessert Soft und Hard Skills. Man knüpft Kontakte zu AIESEC-Praktikanten hier in München, aber auch zu Mitgliedern von AIESEC aus aller Welt. Bei den vielen Aktivitäten und AIESEC-Events kommt der Spaß aber niemals zu kurz. All die großen, aber auch kleinen Sachen machen AIESEC für mich einfach einzigartig.“

Grausige Gruppenreferate

KEIN DREAMTEAM: DER MASTER HAUPTFÄCHLER UND ICH

Von Susanne Brandl

Ein Student der Kunst- und Geisteswissenschaft hält wohl im Laufe seines Studiums durchschnittlich 10 Referate. Ich zumindest habe so viele Referate gehalten. Feststeht: Referate in den Seminaren können für alle Beteiligten (Referierende wie Rezipierende) eine durchaus sinnvolle Angelegenheit sein, vorausgesetzt der Referierende erfüllt einige - nicht zu unterschätzende - Kriterien. Laut und deutlich sprechen z.B. ist für manche Studenten gar nicht so einfach. Außerdem ist man als Kommilitone angenehm überrascht, wenn der Referierende hin und wieder mal einen Blick in die Menge wagt und diesen nicht in den Karteikarten vergräbt. Aber spätestens beim fünften Referat verringern sich die Stressflecken am Hals, der Atem wird ruhiger, die Stimme zittert nur noch geringfügig - Übung macht eben den Meister. Und ab dem siebten Referat kann das Referieren richtig Spaß machen. Manch einer verliert sich schon in der Vorbereitungsphase im Windows Powerpoint - Paradies. Diese Präsentationssoftware bringt den einen oder anderen auf experimentelle Hochtouren: Dann blinken und flashen während des Referates sämtliche Pfeile, Bil-

der und Schriften durch den Saal. Als sei ein Laserpointer nicht schon Stress genug. Damit sind wir beim Thema. Der Laserpointer gerät besonders gerne, immer wieder, wie durch ein Wunder, in die Hand derjenigen, die gerne Stress verbreiten.

Alleine da vorne zu stehen und ein Referat halten zu müssen grenzt für manch einen an einer Horrorvorstellung. Aber es ist hin und wieder wirklich empfehlenswerter, alleine vor sich hin zu tüfteln, als ein Referat mit einem anderen Menschen zusammen zu halten, der derartig unter Druck steht, dass man schon an seiner/ihrer Laserpointerführung erkennen kann, wie überlebenswichtig ihm/ihr die Note eins ist, die - leider - gemeinsam!! erarbeitet werden muss. Und die gemeinsam erbrachte Leistung wird bewertet. Das Gruppengefühl zählt. Erst freut man sich, über Gruppenarbeit eventuell Freunde zu finden, versucht erste Annäherungsversuche über mimische, gestische oder sprachliche Solidaritätsbekundung, aber schon bald stellt sich heraus, dass da wenig zurückkommt außer ein schmallippiges Lächeln angespannter Gesichtszüge. Irgendwas ist da faul,

denkt man sich. Man fühlt sich argwöhnisch beobachtet. Aber bald ist klar: Der Referatspartner hat festgestellt, dass man Nebenfächler ist und damit ist man eindeutig disqualifiziert. Man ist kein Mitkämpfer, sondern potentieller Parasit, ahnungsloser Schmarotzer - ein Risiko für das gesamte Projekt. Besonders leidig ist das Ganze, wenn man als Nebenfächler mit einem Hauptfächler eines Numerus Clausus Master-Faches zusammenstößt. Was sollte man von lauter 1,0-Abiturienten auch anderes erwarten als dass sie im Studienfach Psychologie oder Medizin den vollen Einsatz geben? Aber für so einen arglosen Nebenfächler ist ein hyperventilierender Hauptfächler schlicht ein Ärgernis. Da trifft man sich mit allen Beteiligten zur Referatsvorbesprechung, teilt die Texte und Themenbereiche ein, damit der/die 1-er Kandidat/in dann alle Texte liest und alle Themen erarbeitet, um mit den einzelnen Re-

feratsgruppenmitgliedern Rücksprache zu halten. Kurz vor dem Referat feuert er/sie seine Mitstreiter noch kräftig an, als sei man beim DSDS-Finale. Und während des Referates kommen dann die kleinen Zuzwinkerer, Kopfnicker und Räusperer mit ins Spiel. Hinterher liest man schließlich unbändige Freude in den rotwangigen Master-Hauptfächler-Gesichtern, wenn die 0 hinter dem Komma hinter der 1 steht. Geschafft! Mission completed.

Aber hallo, ist es denn so wichtig, dass diese beknackte Note, die sowieso höchstens 1/32 der Endnote ausmacht, eine 0 hinter dem Komma hat? Scheinbar. So weit meine Erfahrung. Mir war die Note egal. Denn ich bin einer der letzten herumschwirrenden Magister Nebenfächler. Eine wohl aussterbende Art, die noch von Scheinlebten nicht von Punkten und Noten.



MAGISTER

EINSTEIGEN BEI HAYS



Tim aus Düsseldorf

HAYS Recruiting experts
worldwide

MIT DER NR.1 WACHSEN DU HAST ES IN DER HAND

Bereit für echte Verantwortung?

Dein Herz schlägt schneller. Das erste Meeting beim Kunden. Selbstbewusst erklärst Du dem Geschäftsführer und Personalchef, wie wir von Hays helfen können: die passenden Experten finden, neue Projekte flexibel besetzen ... Überzeugt. Wow, drei neue Anfragen! Ein fester Händedruck zum Abschied. Zurück im Büro gemeinsam mit den Recruiting-Kollegen die Ärmel hochkrepeln und Kandidaten auswählen. Der Kunde wartet schon auf Vorschläge. Und abends dann entspannt mit dem Team anstoßen.

Könnte das zu Dir passen? Dann bewirb Dich jetzt unter: www.hayscareer.net

ACCOUNTANCY & MA/CONSTRUCTI
CONTACT CENTR
ATIONS/EDUCATI
HNOLOGY/LEGAL
SAFETY/POLICY &
OURCES & MINING
ENGINEERING/HU
LOGISTICS/FACILITIES MANAGEMENT/FINANCIAL
CIAL SERVICES/SOCIAL CARE/SALES & MARKETI
ING/ENERGY/OFFICE SUPPORT/RESPONSE MANA
HEALTHCARE/OIL & GAS/ARCHITECTURE/ASSESS
& DEVELOPMENT/PUBLIC SERVICES/ACCOUNTAN
NCY & FINANCE/EDUCATION/PHARMA/CONSTRU
NSTRUCTION & PROPERTY/RESOURCE MANAGEM
MENT/MANUFACTURING & OPERATIONS/RETAIL/I
INFORMATION TECHNOLOGY/SALES & MARKETING
RATEGY/BANKIN
MARKETING/ENE
MINING/TELECOMS
HUMAN RESOURC
TRES/FINANCIAL
PHARMA/MANUF
HEALTHCARE/AR
PROCUREMENT/H
UCATION/PHARM
TY/CONTACT CEN
URING & OPERATI
ON TECHNOLOGY
NT/HEALTH & SAF
NKING/RESOURC
INSURANCE/ENG
RESOURCES/LOG
PUBLIC SERVICES
RESOURCES & MIN
ENGINEERING/H
CONTACT CENTRI
ES/SOCIAL CENTRE
NG/ENERGY/HEA
OFFICE SUPPORT
LEGAL/OIL & GAS



Verschaffe Dir einen persönlichen Eindruck mit unseren Videos!

Besuche uns auch auf: facebook.com/hayscareer.net

Mehr als nur Big Brother

ZUM 110. GEBURTSTAG VON GEORGE ORWELL

Von David Sumerau

Seit Edward Snowden geheime Daten über flächendeckende Überwachungsmaßnahmen durch den US-Geheimdienst NSA öffentlich gemacht hat, ist wieder mal viel die Rede von Big Brother und George Orwell. Jeder kennt den Namen Orwell und weiß, dass er irgendeine Verbindung zum Thema Überwachung hat, doch der große Autor verdient eine weniger einseitige Rezeption.

Als Eric Blair am 25. Juni 1903 im nordindischen Bihar geboren wurde ist die Welt in einem eigenartigen Übergangszustand. Zum einen herrschen Kaiser und Könige in ihren musealen Uniformen über einen großen Teil der Weltbevölkerung, gleichzeitig bauen die Gebrüder Wright das erste Flugzeug. Während Edwin S. Porter in den USA mit "Der Große Eisenbahnraub" den ersten richtigen Spielfilm dreht, teilen Spanien und Frankreich in althergebrachter imperialer Manier Marokko unter sich auf. Der große Schock des ersten Weltkrieges ist noch ein paar Jahre entfernt, die ganze Welt befindet sich

an der Schwelle zu einer neuen Zeit, vieles scheint möglich, nichts ist gewiss.

Visionen davon, wie die Welt aussehen könnte, hatte Eric Blair in seinen nur 46 Lebensjahren einige – sowohl schreckliche als auch schöne. Unter dem Pseudonym George Orwell setzte er sich mit den großen Themen seiner Zeit auseinander: Mit der Ausbeutung der Welt durch den Imperialismus, mit der sozialistischen Frage nach Gerechtigkeit und zuletzt mit dem Totalitarismus. Es ist seine Themenwahl, die George Orwell auch heute – 110 Jahre nach seiner Geburt – zu einem hoch aktuellen Autor macht.

In "1984", Orwells bekanntestem Werk, entwirft er eine Welt der totalen Überwachung und Kontrolle des Einzelnen durch einen undurchschaubaren Staatsapparat. Revolution ist nicht mehr möglich, das einzig gültige Bild von der Zukunft ist „ein Stiefel, der immer und immer wieder auf ein Gesicht eintritt“. So pessimistisch, ja aussichtslos traurig "1984" auch ist, so wenig darf daraus auf eine resignierte Haltung Orwells geschlossen werden. Orwell verstand seinen Text

nicht als Vorhersage, sondern als Aufforderung an seine Zeitgenossen, eine solche Welt niemals zuzulassen. Diese Aufforderung ist heute nicht weniger aktuell, denn das berühmte Zitat „Freiheit ist Sklaverei – Krieg ist Frieden – Unwissenheit ist Stärke“ beschreibt auch unsere Gesellschaft. Wir alle sind so frei und individualistisch, dass wir gar nicht merken, wie unsere Identitäten von Werbefirmen erschaffen werden, während unsere politischen Freiheiten im Namen des 'Super-Grundrechts' Sicherheit immer weiter erodieren.

Der Frieden, den wir in Europa seit 70 Jahren haben, wurde und wird erkauf mit Wirtschafts- und Stellvertreterkriegen auf der ganzen Welt. Während die G8-Staaten auf Konferenzen nach Lösungen für die Kriege in Afrika suchen, sind es aber genau diese Länder, deren Waffenexporte die Kämpfe erst ermöglichen. Und dass Unwissenheit nötig ist, um unser System stabil zu halten, dafür sorgt nicht nur das oft geschmähte Privatfernsehen, sondern genauso die inszenierten politischen Debatten der öffentlich-rechtlichen Sender und das inhaltsleere

Geschreie der großen Zeitschriften.

Nach seinem Schulabschluss trat Orwell in den Dienst der britischen Polizei in Burma ein und fing bald an, das Kolonialsystem zu hassen. In dieser Zeit erwachte Orwells Instinkt, sich immer auf die Seite der Unterdrückten zu stellen und jede Form der Tyrannei zu hassen. So gab der Imperialismus vor, dass durch die Kolonisierung die außereuropäischen Völker auf das Niveau Europas gehoben werden sollten. Unter dem Schlagwort der 'White mans burden' wurden globale Ausbeutungsmaschinen zu gigantischen zivilisatorischen Projekten umgedeutet. Orwell durchschaute dies und quittierte deshalb nach fünf Jahren den Dienst, tauschte also seine gesicherte Laufbahn gegen eine unklare Zukunft als Schriftstellers. Zurück in Europa schlug Orwell sich mehrere Jahre als Tellerwäscher, Gelegenheitsarbeiter, Kellner in Paris und London durch, tauchte tief in das Leben der Ausgestoßenen und Übriggebliebenen der kapitalistischen Gesellschaft ein, bevor es ihm gelang, als freier Literaturkritiker und Autor zu überleben. Er schrieb Reportagen sowie

einen Roman über das englische Industrieproletariat und engagierte sich in verschiedenen sozialistischen Verlagen.

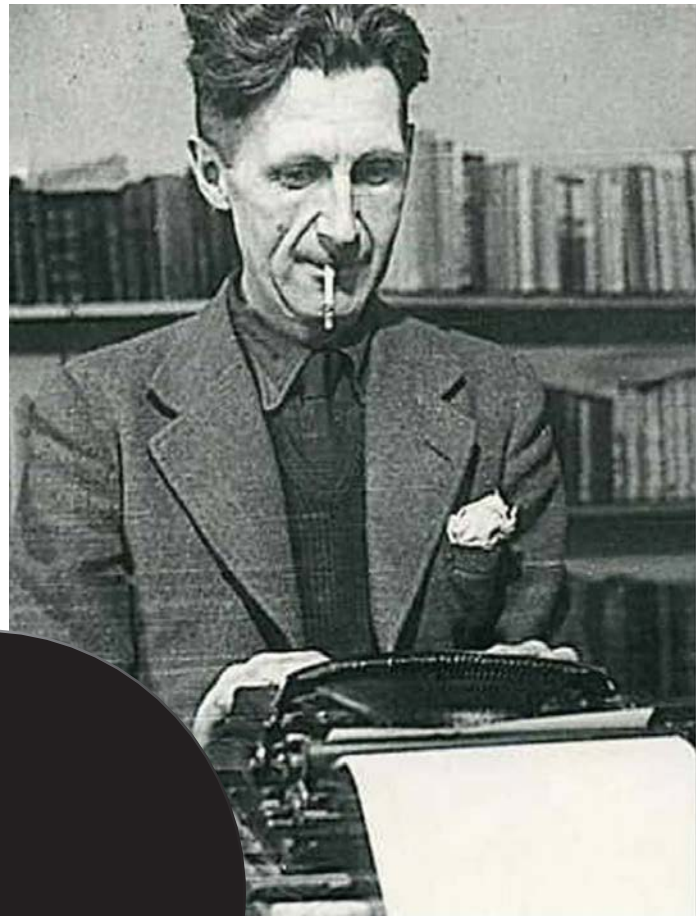
Wer nur die „Farm der Tiere“ und „1984“ kennt, hat ein verkürztes Bild von Orwell, und sieht ihn nur als Pessimisten. Tatsächlich war er gleichzeitig auch ein großer Hoffender, der an eine Gesellschaft wirklicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit glaubte. Als 1936 durch die anarchistische Revolution in Barcelona eine solche Gesellschaft zu entstehen schien, brach Orwell auf nach Spanien und kämpfte ein halbes Jahr als Freiwilliger gegen die Faschisten. Wie Katalonien über mehrere Monate hinweg ohne nennenswerte politische Hierarchien und kapitalistische Wirtschaftsweise organisiert wurde, wie gut die Arbeiterselbstverwaltung in den Fabriken funktionierte und wie frei die Menschen auf den Straßen zu atmen schienen – diese Eindrücke ließen Orwell nicht mehr los. Auch wenn dieser große Versuch, eine Welt freier und gleichwertiger Menschen aufzubauen, mit einem Blutbad an denen endete, die die alte Ordnung in Frage gestellt hatten, so wurde immerhin der Beweis erbracht, dass

der Mensch nicht von Natur aus schlecht ist und deswegen Ungerechtigkeit, Hierarchie, Polizei und Gefängnisse braucht.

In Orwells „Mein Katalonien“ sind die anarchistischen Milizionäre Idealisten, die für ihre Vision vom menschlichen Zusammenleben ihr Leben riskieren. Sie sind aber keine idealisierten Figuren, sondern bleiben menschlich, mit allen dazugehörigen Schwächen. Orwell, der Schriftsteller, war schließlich zutiefst interessiert am Menschen und versuchte ihn zu zeigen, wie er wirklich ist.

Orwell floh schließlich aus Spanien und entging nur knapp einer Gefängnisstrafe. Sein Leben wurde ruhiger, er zog mit seiner Frau in ein Haus auf dem Land, adoptierte einen Sohn und ging ganz im Schriftstellerdasein auf. 1945 wird die „Farm der Tiere“ zu einem großen Verkaufsschlager, der Orwell nach fünf, sechs anderen Romanen endlich den verdienten Erfolg bringt. Gleichzeitig

verschlechtert sich sein Gesundheitszustand. Den dystopischen Klassiker „1984“ schreibt Orwell im Krankbett. Zeitlos mahnt der Roman, dass Menschen nicht nur die Freiheit, sondern auch ihr Bedürfnis nach Freiheit genommen werden kann.



George
Orwell

Was darf Wissen kosten?

Von Torsten Romeike

„Non solus“ (lat.: „nicht allein“) steht auf dem Baum, der das Firmenlogo von Elsevier zierte. Für alle, die diesen Namen noch nie gehört haben: Elsevier ist der größte Verlag für wissenschaftliche Fachzeitschriften. Er steht hinter etwa einem Drittel der Periodika, die sich in den Universitätsbibliotheken finden – in den Naturwissenschaften ist dieser Anteil noch deutlich höher. 2011 erwirtschaftete das niederländische Unternehmen einen Jahresumsatz von etwa 2,1 Milliarden Euro und eine Umsatzrendite von gut 37%.

Nur als Vergleich: Volkswagen erzielte im gleichen Jahr eine Umsatzrendite von 5,1%. Nestlé, der Spitzenreiter unter den 50 weltweit größten Unternehmen kam „nur“ auf 31,2%. Allerdings muss man diesen „renditeschwachen“ Unternehmen zu Gute halten, dass sie kein derart simples und gleichzeitig ausgeklügeltes System der Ausbeutung unterhalten.

Das Prinzip der Ausbeutung

Wenn ein Wissenschaftler ein Forschungsergebnis der wissenschaftlichen Gemeinde präsentieren möchte, so ist der gängige Weg ein Journal zu finden, das seinen Text abdruckt und verteilt. Die Universitäten

und deren Forscher wollen natürlich, dass die Artikel, die sie vorfinden, vorher auf Korrektheit geprüft wurden. Da nun ein Großteil der wissenschaftlichen Arbeit hoch spezialisiert ist, sind andere Wissenschaftler aus dem jeweiligen Fachgebiet am besten geeignet, diese Korrektheit sicherzustellen. Ein Verlag wie Elsevier nimmt also die Manuskripte an und verschickt sie an andere Wissenschaftler, die diese überprüfen sollen.

Das Prinzip der „Peer-Review“ soll sicherstellen, dass keine falschen Ergebnisse publiziert werden. Es ist die tragende Säule der modernen Wissenschaft. Wer nun glaubt, dass die Reviewer für ihre Arbeit Geld bekommen, der irrt. Sowohl die Reviewer, als auch die Herausgeber – welche ebenfalls fachinterne Wissenschaftler sind – arbeiten vollkommen unentgeltlich. Wer im Editorial Board eines angesehenen Fachjournals sitzt, kann sich einer guten Reputation innerhalb der Wissenschaftsgemeinde sicher sein. Das muss als Entlohnung ausreichen. Den Verlagen kommt also ausschließlich die Rolle des Vermittlers und Verteilers zu. Sie sammeln Manuskripte, verschicken diese zur Überprüfung und verkaufen die Texte, die diesen Prozess überstehen zurück an die Universitäten.

Dafür lassen sie sich fürstlich bezahlen. Nur um noch ein paar Zahlen anzuführen: ein Jahresabonnement der Zeitschrift „Tetrahedron“ für organische Chemie kostet in Europa etwa 15.000€, „Cell“ taucht mit rund 17.000€ in Bibliotheksbilanzen auf und das „Journal of chromatography“ kommt auf 19.000€. Schaut man sich die Liste der 20 teuersten Fachzeitschriften auf der Website der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg an, fällt auf, dass bis auf eine Ausnahme („The anatomical record“, Verlag: Wiley-Blackwell, etwa 11.000€), alle Listenplätze von Zeitschriften eines Verlages belegt werden: Elsevier.

Deren Pressesprecherin Angelika Lex begründet die Preise mit der Tatsache, dass von einer Million eingereicherter Manuskripte nur etwa 350.000 veröffentlicht werden. Das wäre ein schlagkräftiges Argument. Nur wird die Tatsache vergessen, dass die Arbeitszeit, die in Prüfung dieser Manuskripte fließt, fast ausschließlich von den redigierenden Wissenschaftlern aufgebracht wird, die von den Erlösen keinen Cent sehen. Man muss natürlich zugeben, dass dieser Organisationspro-



zess
Geld
kostet.

Aber gleich so viel, dass man für ein Jahresabo eine wissenschaftliche Hilfskraft beschäftigen könnte?

Eine kleine Rechnung dazu, die Mike Taylor auf seinem Blog anstellt: Teilt man den Profit der beiden Wissenschaftsverlage Elsevier und Springer durch die Anzahl der weltweiten, jährlichen Publikationen in den Wissenschaften, so ergibt sich eine Zahl, die niedriger ist, als die Einreichungskosten bei PLOS ONE, einer Online-Fachzeitschrift, deren Artikel für jeden zugänglich sind. In anderen Worten: Würden die Universitätsbibliotheken alle Abonnements mit Springer und Elsevier kündigen, so könnte man mit diesem Geld das gesamte Wissen, das jedes Jahr in Welt produziert wird, öffentlich zugänglich machen. Natürlich ist das nur ein Gedankenexperiment und möglicherweise mit allerlei Denkfehlern behaftet, aber es macht doch eines deutlich: Open Access



ist nicht, wie von den Verlagen propagiert, eine unrentable ?Spielerei?, die der Qualität der Wissenschaft schadet, sondern vielmehr eine Möglichkeit Wissen von seinem kapitalistischen Ballast zu befreien.

Die Publikationskosten könnten direkt in die Forschungsetats einkalkuliert werden. Mit Steuergeld bezahlte Forschung müsste nicht wieder teuer zurückgekauft werden und auch finanzschwache Universitäten hätten Zugriff auf die Publikationen.

Guerilla Open Access

Eine Person, dem seine radikale Vorstellung von Open Access zum Verhängnis wurde, war Aaron Swartz. Der amerikanische Programmierer lud 2011 knapp 5 Millionen wissenschaftliche Artikel aus einem kostenpflichtigen Archiv herunter und machte diese öffentlich zugänglich. Nachdem die Staatsanwaltschaft ihm mit bis zu 35 Jahren Haft drohte, nahm sich der depressive Swartz im Januar 2013 das Leben. In einer seiner Schriften, heißt es, das Teilen von wissenschaftlichen Papern sei nicht unmoralisch, „it's a moral imperative. [...] You have a duty to share it with the world.“

In diesem Schriftstück ruft Swartz dazu auf, Wissen um jeden Preis frei zugänglich zu machen - auch wenn damit das Urheberrecht verletzt würde.

Möglicherweise hat ein Großteil der Akademiker noch nichts von Swartz gehört, schaut man sich aber den Umgang mit Artikel in der Forschungsgemeinde an, so fällt auf, dass das Urheberrecht in der internen Kommunikation kaum eine Rolle spielt. Was zählt ist die Information. Man schickt einer Kollegin einen interessanten Artikel per E-Mail und kümmert sich dabei herzlich wenig um die Nutzungsbestimmungen, die die Verlage aufstellen.

Wo man hinsieht kann man Spuren von Widerstand entdecken. Immer öfter schreiten Forschende zur einzigen Möglichkeit sich Gehör zu verschaffen: dem Boykott. Ein lokales Beispiel ist etwa die mathematische Abteilung der TU München, die seit diesem Jahr alle Zeitschriften von Elsevier abbestellt hat. Der Grund dafür ist die Abo-Politik des Verlages. Will man eine einzelne Zeitschrift abonnieren, so ist das nur in einem Bündel möglich, das neben der gewünschten auch noch einige weitere, meist unwichtige Journale enthält.

Cost of Knowledge

Dies ist auch einer der Hauptkritikpunkte, die von der wohl bekanntesten Aktion gegen Elsevier, „The Cost Of Knowledge“, vorgebracht wird.

William Timothy Gowers, Mathematiker und Träger der Fields-Medaille, war 2012 von der Geschäftspolitik Elseviers derart verärgert, dass er eine Website startete, auf der er dazu aufrief, nicht mehr mit ihnen zusammen zu arbeiten. Dies bezieht sich sowohl auf die Einreichung von Forschungsergebnissen, als auch auf die Begutachtung wissenschaftlicher Texte mittels Peer-Review. Außerdem sollten alle Unterstützer darauf verzichten Herausgeber eines der Fachblätter von Elsevier zu werden.

Neben der Preis- und Abo-Politik wird auf der Website außerdem kritisiert, dass der Konzern massive Lobbypolitik gegen jegliche Art von Open Access betreibt. Ein Beispiel ist die Intervention des Konzerns gegen die Maßgabe des US-amerikanischen National Institute of Health, dass alle von ihr geförderten Studien nach spätestens einem Jahr kostenfrei über das Archiv PubMed Central abrufbar sein sollten. Mit dem „Research Works Act“, der

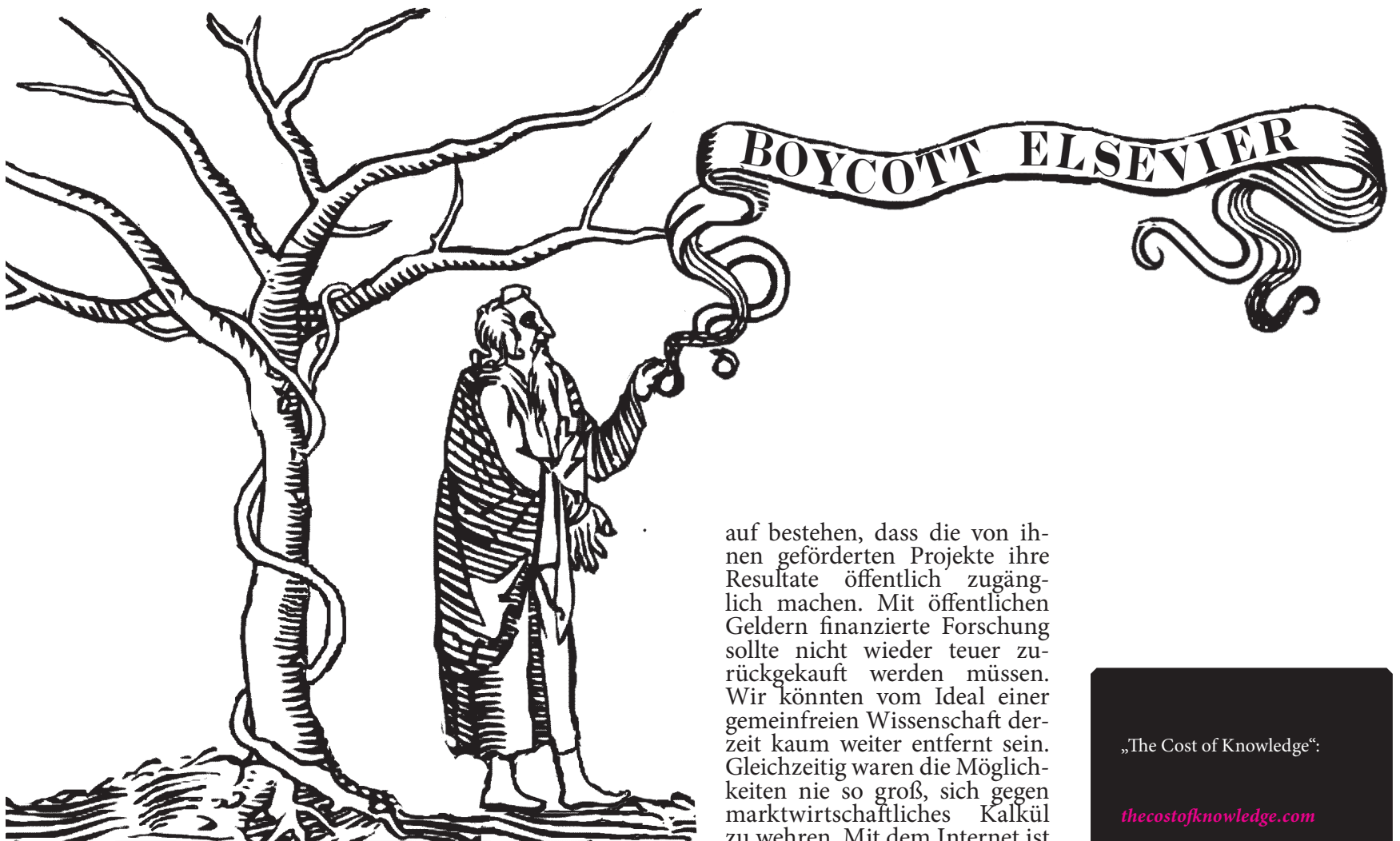
von zwei Mitgliedern des Repräsentantenhauses (von denen eine nachweisbar von Elsevier Zahlungen erhalten hatten) auf den Weg gebracht wurde sollten derartige Vorgaben unmöglich gemacht werden.

Nachdem sich auf Gowers Website über zehntausend Forscher dem Boykott angeschlossen hatten, distanzierte sich das Unternehmen von der Gesetzesinitiative. Damit endete auch das Bestreben der beiden Politiker sich gegen den öffentlichen Zugang zu öffentlich finanzierten Forschungen zu wehren.

„Closed Access means people die“

Ein weiterer Streiter für die Idee des Open Access ist der britische Chemiker Peter Murray-Rust. Wie bei Aaron Swartz ist das Fundament seiner Überzeugung moralischer Natur. Einer seiner Blogbeiträge kulminiert in dem Credo: „Open Information saves lives.“ Tatsache ist: Wissenschaftsverlage erschaffen mit ihren horrenden Preisen eine Zweiklassengesellschaft.

Auf der einen Seite stehen die Universitäten, die es sich leisten können, auf dem neusten Stand der Wissenschaft zu sein, und



auf der anderen solche Einrichtungen, denen dies nicht vergönnt ist. Genau an diesen Universitäten jedoch - in Gebieten mit teilweise schlechter technischer Ausstattung und problematischen Infrastrukturen - werden innovative Ergebnisse dringend benötigt. Wenn allerdings die Preise für Fachzeitschriften über einige Jahre soviel kosten wie eine komplette Laborausstattung, werden finanziell schlecht aufgestellte Forschungseinrichtungen weiterhin von aktueller Forschung weitgehend ausgeschlossen.

Wissen ist ein Allgemeingut

Man kann nur hoffen, dass die Wissenschaftsverlage einen ähnlichen Weckruf erfahren, wie die Musikindustrie mit dem Aufkommen der Internetausbörsen. Jeder kann dazu einen Beitrag leisten: Die Publizierenden sollten auf Veröffentlichungen in Open Access Journale setzen, die Wissenschaftler Artikel untereinander austauschen. Die großen Forschungsförderer, wie die DFG oder das BMWi könnten dar

auf bestehen, dass die von ihnen geförderten Projekte ihre Resultate öffentlich zugänglich machen. Mit öffentlichen Geldern finanzierte Forschung sollte nicht wieder teuer zurückgekauft werden müssen. Wir könnten vom Ideal einer gemeinfreien Wissenschaft derzeit kaum weiter entfernt sein. Gleichzeitig waren die Möglichkeiten nie so groß, sich gegen marktwirtschaftliches Kalkül zu wehren. Mit dem Internet ist uns ein Werkzeug gegeben, welches Wissen aus seiner Rolle als Ware und Profitbringer herauslösen kann. Open Access ist für die gesamte Gesellschaft von Vorteil: Die Etats der Bibliotheken würden entlastet, die öffentliche Hand könnte das Geld direkt in die Forschung fließen lassen und Akademiker würde nicht das Recht am eigenen Werk genommen. „Non solus“ - Wissen allein ist wertlos, wenn es nicht getauscht und verteilt wird, wenn nicht jeder grundsätzlich Zugriff auf die Früchte der menschlichen Erkenntnisfähigkeit hat. Der Ulmenbaum, der eine Weinrebe stützt, war einmal das Sinnbild dafür.

„The Cost of Knowledge“:

thecostofknowledge.com

Die Open Access Zeitschrift PLOS ONE:

plosone.org

Das „Guerilla Open Access Manifest“ von Aaron Swartz:

bit.ly/guerillaopenaccess

Zu Gast bei...

EINMAL EXPERIMENTALPHYSIK BITTE - STUDENTEN EMPFEHLEN FÜR FACHFREMDE MIT FERNWEH

Zusammenstellung: Friederike Krüger

PSYCHOLOGIE

Grundlagen der Klinischen Psychologie (dieses WS: DO 16-18 Uhr Leopoldstr.13, 2U01, nur alle 2 Semester)

Diese Vorlesung gibt einen Überblick über die wesentlichen klinischen Störungsbilder. Dr. Goldmann gibt eine generelle Einführung in den Bereich der klinischen Psychologie (bzw. hat es zumindest bisher gegeben). Bereits nach kurzer Zeit werden Gastdozenten eingeladen. Diese sind auf ein spezielles Störungsbild spezialisiert und besitzen damit meist viel praktische Erfahrung. Die meisten Dozenten praktizieren selbst. Sie stellen das jeweilige Störungsbild nicht nur mit seinen wesentlichen Kriterien dar, sondern teilen auch viel ihrer persönlichen praktischen Erfahrung mit Patienten, die an ebenjener Krankheit leiden, mit. Fragen eigentlich immer gerne gesehen.

Zudem verfolgen die einzelnen Gastdozenten z.T. unterschiedliche Therapierichtungen, wodurch somit auch ein Eindruck über die Arbeitsweise und Herangehensweise der einzelnen Schulen (Psychoanalyse, Verhaltenstherapie etc.) gewonnen werden kann.

Besonders zu empfehlen: Prof. Dr. Marakos, derzeit auch Lehrstuhlinhaber

Psychopathologie und psychiatrische Krankheitslehre (Die 16-18 Uhr, Nussbaumstraße 7, großer Hörsaal, 1 OG)

Auch hier werden über 2 Semester hinweg die wesentlichen kli-

nischen Störungsbilder behandelt. Sie decken sich natürlich größtenteils mit den Inhalten der oben genannten Vorlesung. Allerdings wird hier mehr auf die psychiatrische und somit medizinische (also in den Kliniken umgesetzte) Sicht bzw. Herangehensweise eingegangen. So werden auch die (psychotherapeutischen und pharmakologischen) Behandlungen angesprochen. Großer Pluspunkt dieser Veranstaltung ist, dass sie in der Klinik selbst stattfindet. Dadurch ist es möglich, dass zu beinahe jedem Störungsbild ein aktueller Patient der Klinik in die Vorlesung kommt. Der jeweilige Dozent führt ein kurzes Gespräch mit dem Patienten vor den Studierenden. Hierdurch wird die Auswirkung und Ausprägung des Störungsbild am Einzelnen und die Implikation für dessen Leben(-sbewältigung) veranschaulicht. Oftmals ist den Studierenden auch die Möglichkeit zu eigenen Fragen an den Patienten gegeben. (Gabriele Fertl)

PHONETIK

Die Sockelvorlesung Phonetik (wird beispielsweise auch über SLK angeboten und kann so auch angerechnet werden) gibt einen spannenden Überblick über die Weite des Fachs. Die verschiedenen Dozenten der Phonetik stellen hier ihre jeweiligen Spezialgebiete und zugehörigen Veranstaltungen vor. Natürlich ist das Spektrum zu breit, um in eine einzelne VL gepackt zu werden, aber sie bildet trotz allem einen fas-

zinierenden Kurztrip durch die Phonetik. Interessant vor allem für all diejenigen, die sich unter dem Begriff der Phonetik nichts genaues vorstellen können. Donnerstags 11-12 Uhr c.t. Hauptgebäude M110. (Carmen Harsch)

PHYSIK

Zum Reinschnuppern sollte man sich unbedingt die Experimentalphysik-Vorlesungen anschauen. Da werden viele Versuche gezeigt und ist noch am nächsten an der Schulphysik. Um auch die andere Seite der Physik, nämlich die Mathematik, zu sehen würde ich Rechenmethoden T0 besuchen. Sind alles Vorlesungen aus dem ersten Semester. (Michael Mögele)

KUNSTGESCHICHTE

Damit musst du rechnen: Es wird immer die Frage auftauchen: „Und was machst du nach dem Studium“

Das lernst du: Sehen, Begreifen, (geschichtliche) Verknüpfungen herstellen

Wunderbar: Dein Fach beschränkt sich nicht nur auf die reine geschichtliche Arbeit - oft ist es fächerübergreifende - ethnographische, psychologische, politisch-gesellschaftliche Aspekte, Phänomene, die aufgearbeitet werden müssen.

Dozenten: Professor Kohle (<https://twitter.com/hkohle>) - unvergleichlich wunderbarer trockender Humor- hält je-

doch nicht viel vom Bachelorstudiengang (Marie Sophie Dorsch)

JURA

Oft: Anstrengend, trocken, und du musst dich prinzipiell durchbeißen. Aber: Es lohnt sich. Hat man es erst einmal raus, dann macht es sogar fast ein wenig Freude, sich die Semesterferien über unter Büchern in der Bibliothek zu vergraben. Nachteile: Freunde, die nicht Jura studieren, werden dich langsam, aber sicher, immer weniger verstehen. Besonders wenn du einen Supermarkt betrittst und darüber sinnierst, dass das nun ein *anbahnender Vertrag* ist.

Ratsam ist es auch wirklich regelmäßig von Anfang an zu lernen, da die Materien sich oft überschneiden und einander vertiefen.

Dozenten: Wunderbar: Schünnemann-Strafrecht-vertritt grundsätzlich die Mindermeinung, das aber höchst unterhaltsam. Ebenfalls gut: Kersten- Öffentliches Recht- trotz PacManAbfrageSystem (- melde dich einfach bei der ersten Frage freiwillig - ist meistens die Einfachste) Auch immer gut: Eidenmüller (Marie Sophie Dorsch)



Zwischen Sauna und Sitsit EIN SEMESTER IN FINNLAND

Von Jessica Christian

Sauna, Nokia, Wodka – das fällt den meisten ein, wenn sie an Finnland denken. Die etwas besser Informierten wissen vielleicht noch, dass Formel 1-Fahrer Kimi Räikkönen, die Muminis und die Angry Birds aus dem Land im hohen Norden Europas stammen. Ich muss gleich zu Beginn zugeben: Bevor ich mich für ein Auslandssemester in Helsinki beworben habe, hatte ich auch nicht viel mehr Ahnung. Dabei hat Suomi – wie die Finnen ihre Heimat nennen – weitaus mehr zu bieten. Allen voran eines der besten Bildungssysteme der Welt.

Schon die 15-jährigen Finnen schneiden bei den PISA-Studien besser als ihre europäischen Kollegen ab. Das liegt vor allem an der guten Personal- und Finanzausstattung der Schulen. Die Lehrer sind gut ausgebildet und das Schulesen, die Bücher und das Unterrichtsmaterial sind kostenlos. Noch dazu ist der Leistungsdruck geringer, vor der fünften Klasse gibt es keine Noten. Das oberste Ziel des finnischen Bildungssystems: jeder soll die-

selben Chancen auf Bildung haben. Das scheint aufzugehen, Finnland hat die niedrigste Analphabetenrate weltweit. Noch schneiden die finnischen Universitäten im internationalen Vergleich nicht so gut ab wie die Schulen. Im Shanghai-Ranking der 500 besten Universitäten weltweit liegt die Universität Helsinki auf Platz 76, im Vergleich dazu ist die LMU auf Platz 61. Der Grund: Der Fokus bei diesen Rankings liegt auf der Anzahl an Publikationen, an Nobelpreisträgern oder der Größe der Institutionen. Mit allem drei können die kleinen finnischen Universitäten nicht aufwarten. Stattdessen sind sie sehr gut ausgestattet. Das finnische Design ist berühmt (zumindest in Finnland) für seine Funktionalität und Klarheit. Die 2012 eröffnete Universitätsbibliothek in Helsinki etwa bietet nicht nur zahlreiche Arbeitsplätze, sondern auch Ruhecken zum Lesen.

Im Vergleich zu Deutschland läuft an den finnischen Universitäten einiges anders. Studenten und Dozenten duzen sich,

was zu einer weniger hierarchischen Atmosphäre führt. Die Kurse sind zumeist in kleineren Gruppen, bei kaum einer Vorlesung sind mehr als 50 Studierende anwesend, bei Seminaren höchstens 20. Für mein Institut hatte ich sogar einen Nachtschlüssel, um nach den regulären Öffnungszeiten in der Bibliothek arbeiten zu können. Das Vertrauen ineinander ist in der finnischen Gesellschaft groß, die Studierenden lassen ihre Jacken oder sogar Taschen an der Garderobe hängen, um dann ihre Kurse zu besuchen. Ein spanischer Freund von mir hat etwa drei Mal seinen Schlüssel irgendwo an der Uni liegen lassen. Beim dritten Mal hat ihm der Hausmeister den Schlüssel sogar persönlich vorbeigebracht. Geklaut wurde er nicht.

Neben dem anderen Arbeitsklima ist auch die Aufteilung des Semesters unterschiedlich. Statt einen Kurs ein Semester lang zu besuchen und sich auf ein Thema zu spezialisieren wie es in Deutschland der Fall ist, ist das Semester in Helsinki in zwei Terms geteilt. Zwischen

beiden Terms gibt es eine Woche Ferien, die man allerdings braucht, um mit Hausarbeiten, Papers oder Essays fertig zu werden. Innerhalb der Terms hat man die Auswahl zwischen Intensivkursen, die nur wenige Tage oder Wochen gehen, oder Seminaren, die sich über beide Terms erstrecken. Das erfordert einiges mehr an Planungsgeschick als das in Deutschland der Fall ist. Es bedeutet außerdem, dass man eigentlich ständig über das Semester verteilt Leistungen erbringen muss. Wer in Deutschland eine richtige Studentenkultur vermisst, ist in Finnland an der richtigen Stelle. Von Fotografie-Club über Judo-Gruppe bis zum internationalen Chor gibt es fast für jeden eine Studentengruppe. Besonders abstrus: Der Sadoso-Club, welcher während der Orientierungswoche auch Vorführungen gibt. Angezogen immerhin.

Zwischen den einzelnen Fakultäten und Universitäten herrschen darüber hinaus kleine Rivalitäten wie man es am ehesten aus dem angelsächsi-



schen Raum kennt. Die Trennung wird besonders deutlich bei den farbigen Overalls, die jeder Student am Anfang seines Studiums bekommt. Bei Studentenveranstaltungen wie dem Erstsemestertag oder Studentenbällen kriegt man einen Aufnäher, den man sich auf seinen Overall kleben kann. Das ist auch gut so, denn die neonfarbenen Kleidungsstücke sind wahrlich kein Hingucker.

Die wahrscheinlich verrücktesten Studentenveranstaltungen sind aber die Sitsit. Man nehme eine Gruppe von Studenten in Anzügen und Cocktailkleidern, setze sie zu einem mehrgängigen Abendessen zusammen und serviere dazu reichlich Alkohol. Richtig zum Essen kommt man allerdings meistens ohnehin nicht, denn alle paar Minuten wird ein finnisches (oder schwedisches) Trinklied angestimmt und anschließend ein Schnaps getrunken. Niemals den ganzen, sonst überlebt man den Abend nicht. Das Klischee, das die Finnen nach reichlich Alkohol auf einmal viel redseliger sind, kann ich nur bestätigen.

Studentenparties sind ohnehin einer der wenigen Anlässe zu denen man sich Alkohol überhaupt leisten kann. Wer schon mal in Skandinavien war, weiß,

das Leben dort ist sehr teuer. Und der Alkohol ist noch teurer. Das ein halbes Bier in einer Kneipe sieben Euro kostet ist mehr die Regel als die Ausnahme. Das erklärt vielleicht auch, warum die Finnen ein wenig verschrien sind, was ihren Alkoholkonsum angeht. Statt sich ab und an mal ein Feierabendbier zu gönnen, sparen sie sich das Geld fürs Wochenende, um dort zuschlagen zu können.

Es gibt ein Sprichwort in Finnland das heißt: Wenn Schnaps, Teer und Sauna nicht helfen, dann ist die Krankheit tödlich. Tatsächlich ist die Sauna keine finnische Erfindung, aber es gibt kein Land der Welt, wo sie so populär ist und so tief in der Kultur verwurzelt ist. Früher wurde zuerst die Sauna gebaut und danach erst das Haus. Viele der alten Finnen sind noch in der Sauna geboren, die Verstorbenen wurden dort konserviert, bis man sie abtransportieren konnte. Eine Sauna zur Verfügung zu haben, ist für den Finnen quasi ein Grundrecht und so hat jedes Wohnheim, jede Kaserne, jedes Haus seine eigene Sauna. Wenn finnische UN-Soldaten im Einsatz sind, bauen sie – man ahnt es schon – zuerst eine Sauna. Selbst in der Wüste. Finnische Sauna hat übrigens nichts mit deutscher Sauna zu tun. Zum ers-

ten sind alle öffentlichen Saunas geschlechtergetrennt. Zum zweiten gibt es kaum Aufgüsse mit irgendwelchen ätherischen Ölen. Für die finnische Sauna braucht man heiße Steine und eine Wasserkelle. Jeder kann damit einen Aufguss machen. Danach schlägt man sich mit Birkenzweigen auf den Rücken, um die Durchblutung anzuheizen. Zwischen den Saunagängen springt man dann wahlweise in den Pool oder im Idealfall in den nächsten See.

Einer der fast 200.000 Seen Finnlands ist der beste Ort für eine Sauna. Fast jede finnische Familie hat ein Ferienhaus, ein mökki, in dem sie den kurzen Sommer genießen kann. Besonders stolz sind die Finnen, wenn ihr Häuslein weder Elektrizität noch fließend Wasser hat. Denn man möchte ja das wahre Leben spüren, wenn man der Stadt entflieht und sich mit der Natur verbunden fühlen will. In einem Land das etwa so groß ist wie Deutschland, in dem aber gerade einmal 5 Millionen Menschen leben, musste man sich wohl oder übel mit der Natur arrangieren. Neben Elchen und Wölfen gibt es auch etwa siebenhundert Bären in den Wäldern. Selbst in der Hauptstadt Helsinki hat man das Gefühl, dass die Menschen der Natur diesen Lebensraum nur

mühsam abgetrotzt haben. Fast überall in der Stadt kann man in wenigen Minuten entweder das Meer, einen Wald oder einen See erreichen.

Wer als Ausländer nach Suomi kommt, hat vor allem einen großen Vorteil: Die Finnen sprechen fast alle Englisch, selbst der Busfahrer und die Supermarktkassiererin. Das erleichtert den Start, denn die finnische Sprache ist hauptsächlich eines: sehr kompliziert. Wer sich schon immer gefragt hat, was es denn mit diesem seltsamen Studiengang Finnougristik auf sich hat, hier kommt die Antwort: Die sogenannten finno-ugrischen Sprachen sind eine Untergruppe der uralischen Sprachen, zu denen eben Finnisch, Ungarisch und Estnisch gehören. Mit indoeuropäischen Sprachen, ganz egal ob Spanisch, Englisch oder Russisch, hat das herzlich wenig zu tun. Das Finnische hat fünfzehn Fälle und es gibt kaum Wörter, die man sich in irgendeiner Form herleiten könnte. Einer der beliebtesten Kalauer eines Finnischlehrers: „If you learn Finnish, you'll have no sex, no future.“ Es gibt also keine Geschlechter und keine Zukunftsformen. Wer kein Finnisch lernen möchte, aber trotzdem Straßenschilder, oder Supermarktartikel verstehen will, wird in der zweiten



Amtssprache des Landes eine gute Alternative finden: Schwedisch. Finnland war 600 Jahre lang ein Teil des schwedischen Königreiches. Aus dieser Zeit stammt die kleine schwedischsprachige Minderheit, die etwa 5 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Im Gegensatz zu den meisten anderen Minderheiten haben die Schwedischsprechenden Finnen aber viele Privilegien: Die Zweisprachigkeit ist überall gesichert, sei es an Universitäten oder in Behörden, jeder Finne muss Schwedisch in der Schule lernen. Während meiner Zeit in Helsinki war ich selbst an einer schwe-

dischsprachigen Fakultät und habe so immer wieder mitbekommen wie diese privilegierte Minderheit angefeindet wurde. Der Stachel der Fremdherrschaft sitzt noch tief, denn die relativ junge Nation ist erst 1917 unabhängig geworden (damals

allerdings von Russland). Umso stolzer sind die Finnen auf ihr Land. Etwa jeden Monat ist ein Flaggentag, an dem bei öffentlichen Gebäuden die finnischen Flaggen aufgezogen werden. Wieder Tag der finnischen Kultur, der Tag der Gleichberechti-

gung oder der UNO-Tag. Die Liebe zur Heimat kann für Deutsche oft etwas befremdlich wirken, etwa wenn am finnischen Unabhängigkeitstag die Studenten singend und mit Fackeln durch die Altstadt von Helsinki marschieren. Wer sich davon nicht abschrecken lässt, für den kann ein Studium oder Auslandssemester in Finnland einiges bieten. Abseits von typischen Erasmuszielen wie Spanien oder Großbritannien bietet das Land im hohen Norden eine faszinierende Kultur, gute Universitäten und erstaunlich offene und freundliche Bewohner.

Informationen

An einem Studium in Finnland interessiert? Die wichtigsten Informationen und Tipps finden sich auf www.studyinfinland.fi/. Welche Studiengänge werden auf Englisch angeboten, wie bewerbe ich mich und welche Stipendien gibt es? All diese Fragen werden auf der Seite beantwortet. Außerdem kann man sich über Summer Schools oder Trainee-Programme im hohen Norden informieren. Darüber hinaus kann man beim Referat für Internationale Angelegenheiten (Ludwigstraße 27) nachfragen, welche Möglichkeiten für ein Studium im Ausland bestehen.

Veronica, 26, studiert
Philosophie in Rom

Europa auf dem Prüfstein

ERASMUSSTUDENTEN ÜBER IHRE IDEE VON EUROPA

Von Hannah Schünemann

2009 war das Jahr in dem Michel Jackson starb und Lady Gaga die Medien für sich gewann. 2009 drehte sich Literatur hauptsächlich um Krankheit, Verfall und Altern, aber Herta Müller gewann den Literaturnobelpreis. Die USA bekamen ihren ersten schwarzen Präsidenten und Merkel wurde Bundeskanzlerin. Währenddessen begannen vier Abiturienten verschiedener europäischer Staaten ein Studium. Gleichzeitig verschluckte sich Europa endgültig am Kapitalismus und die Eurokrise setzte ein. Damit war auch die Stimmung im europäischen Bündnis hin: Die üblichen, dem nationalen Eigensinn geschuldeten Zickereien wichen echtem Misstrauen. Die einen wollten die Eulen in andere Länder tragen, die anderen lieber nicht. Die Lust auf Selbstständigkeit wächst seitdem, viele trauen der Idee eines europäischen Zusammenschlusses nicht mehr, einige haben es schon aufgegeben. Heute ist die Eurokrise längst zur Europakrise geworden – die Union steht auf dem Prüfstein. Die vier europäischen Studenten, die bei Beginn der Krise am Anfang ihres Studiums stehen, treffen 2013 in Paris aufeinander. Als Teilnehmer des Erasmus-Programms sind sie sozusagen hocheuropäisch unterwegs, denn das Auslandsstipendium widmet sich ausschließlich dem

Austausch innerhalb der europäischen Grenzen und soll damit den Zusammenhalt und die Idee Europas stärken. Am Ende ihrer Zeit in Paris erzählen Carlotta aus Deutschland, Anders aus Dänemark, Lea aus Polen und Veronica aus Italien von „ihrem“ Europa; von Vorstellung und Wahrnehmung rund um die europäische Idee.

Was bedeutet Europa für dich? Was denkst du über die Idee Europa?

Carlotta: Europa ist ein Zusammenschluss, der verschiedene kulturelle Differenzen, aber auch Ähnlichkeiten vereint. Diese Union macht uns vor dem Rest der Welt stärker. Diese Sicherheit in einer wirtschaftlichen Gemeinschaft einbegriffen zu sein, ist gleichbedeutend mit dem großen Glück unserer Generation, nicht unter einem Krieg leiden zu müssen. Europa ist die Möglichkeit in vielen verschiedenen Ländern ungehindert reisen, leben und arbeiten zu können, so als wäre es das eigene. Mir gibt diese Freiheit das Gefühl, Teil eines wichtigen kulturellen Kollektivs zu sein.

Anders: Die Idee hinter der Europäischen Union ist mir nie ganz verständlich geworden; es wirkt auf mich schwer machbar, so vielen verschiedenen Länder-

gruppen ein Label aufdrücken zu wollen. Ich befürworte die Solidarität und die Knüpfung enger Verbindungen zwischen den Ländern - keine Frage! Aber die Zentralisierung Europas empfinde ich oft als sehr erzwungen. Aber ich bin auch Landsmann einer der EU eher skeptisch gegenüberstehenden Nation. Da habe ich manchmal Angst, dass ich schon einen Standpunkt einnehme, ohne wirklich ein gründliches Wissen über die EU zu haben.

Zur Zeit wird oft von einer europäischen Krise gesprochen, bei der es nicht mehr nur um die Wirtschaft geht. Was denkst du über diese Einschätzung? Gibt es diese Krise?

Veronica: Es liegt in der Natur des Menschen, sich im Falle von Schwierigkeiten, wie den schweren wirtschaftlichen, die Europa derzeit erschüttern, zu verschließen und zu schützen. Deshalb liest man zur Zeit so viel über Streitigkeiten und Spannungen zwischen den europäischen Ländern. Letztendlich strangulieren sie sich nur gegenseitig und verlieren Zeit, anstatt die Idee einer Zusammengehörigkeit wirklich zu begreifen.

Lea: Eine Krise in Europa, auch auf soziologischer Ebene, ist nicht mehr zu kaschieren. Und



Anders, 24, studiert Literaturwissenschaft in Kopenhagen

Carlotta, 23, studiert
Kulturmanagement in Paris



es wäre durchaus möglich, dass Europa daran zerbricht. Die wirtschaftlichen Interessen haben die guten Seiten des Bündnisses zerfressen. Ich glaube aber, dass Europa noch nicht verloren ist. Nimmt man die Probleme ernst, stellt sich Ihnen und kämpft vor allem als junger Europäer dagegen an, dann lässt sich die Krise auch wieder abwenden.

Hat dein Erasmusaufenthalt deine Idee von Europa oder von einer europäischen Gemeinschaft beeinflusst?

Anders: Ja, ganz sicher! Man wird ganz bescheiden, wenn man sieht, was für ein kleiner Teil der Welt das eigene Land ist. All die anderen Studenten

aus anderen Ländern, mit ganz anderen Hintergründen und Zielen zu treffen, das war sehr aufschlussreich. Ich habe viel größere Hoffnungen in Europa, seit ich all diese anderen Einwohner Europas kennengelernt habe.

Veronica: Es ist absolut klar, dass mir mein Erasmus erlaubt hat, die Wichtigkeit Europas und die Bedeutung davon, ein europäischer Bürger zu sein, erst richtig vor Augen geführt hat. Was ich an meiner Gastuniversität gelernt habe, betrifft nur zu einem geringen Teil mein Studienfach. Was ich dort wirklich gelernt habe, ist mich einzubringen, mich mit Anderen auseinanderzusetzen, zu wachsen, mich zu öffnen und auch meine eigene Kultur zu teilen. Das mag kitschig und abgegriffen klingen, aber diese Art des Austauschs von kleinen Sitten, Traditionen und alltäglichen Ritualen ist wirklich einzigartig!

Nach deinem Aufenthalt in einem anderen europäischen Land: Würdest Du sagen, dass es große Unterschiede zwischen deinem Heimatland und deinem Gastland gibt?

Lotti: Die einzigen Unterschiede liegen in den Gewohnheiten des Lebens, des Alltags – in der

Kultur. Was die Normen und Prinzipien, die Werte und Visionen für die Gesellschaft und die Politik angeht, kann man eine bestimmte europäische Homogenität erkennen.

Anders: Generell nicht. Man findet immer geringe Unterschiede, aber die große Sicht auf die Welt ist die gleiche. Obwohl ich sagen muss, dass ich sehr überrascht von den aggressiven Protesten gegen die Ehe unter Homosexuellen hier in Frankreich war. Ich hätte große Probleme, so etwas in Dänemark zu akzeptieren.

Was würdest du davon halten die Ländergrenzen aufzuheben und aus Europa ein großes Land zu machen?

Lea: Das ist in meinen Augen völlig unmöglich! Die europäischen Staaten sind viel zu unterschiedlich.

Anders: Ich denke nicht, dass das eine gute Idee ist. Was wäre der Vorteil daraus so etwas zu tun, den man nicht schon mit der Bildung der EU versucht hätte rauszuschlagen?

Lotti: Dabei würde es sich um den größten Fehler handeln, den man machen könnte: die EU ist nicht EIN Land! Es handelt sich doch um eine Union

verschiedener Länder, und das ist gut so! Es ist die kulturelle Vielfalt, die Europas Reichtum ausmacht. Wenn Europa diese Krise überlebt, dann ist gerade die Fähigkeit zusammenzuleben ein Trumpf für die Europäer. Denn im Gegensatz zum Rest der westlichen Welt ist Europa noch keiner Homogenisierung der Kulturen unterlegen.

Veronica: Zu so einer Frage habe ich nichts zu sagen.



Lea, 22, studiert Kulturwissenschaft in Berlin

Veranstaltungen

NOVEMBER

5. **Thirty Seconds To Mars - Olympiahalle** 
6. **Literaturfest München (bis 24.11.)**
7. **Lesung mit Henning Mankell im Audimax**
13. **Volbeat - Olympiahalle** 
20. **Das Lyrische Quartett - Lyrikkabinett München**
21. **Nick Cave - Zenith** 
24. **Snowboard-Flohmarkt - Blumengroßmarkt Halle**
26. **Tollwood Winterfestival (bis 31.12.)**

DEZEMBER

07. **Gentleman - Zenith** 
11. **Weihnachten mit Helge Schneider - Philharmonie** 
17. **Patrice - Muffathalle** 

JANUAR

10. **TUI Feuerwerk der Turnkunst - Olympiahalle** 

FEBRUAR

28. **Frida Gold - Muffathalle** 



**München
Ticket**

Wir bringen euch zu den Stars.



KLASSIK. BALLETT.

ROCK. POP.

MUSICAL. JAZZ.

THEATER. COMEDY.

SHOW. SPORT.





Callcenter
0 89 / 54 81 81 81

Mo bis Fr: 9 – 20 Uhr
Samstag: 9 – 16 Uhr
So / Feiertage: 10 – 16 Uhr

Tickets online bestellen: www.muenchenticket.de



UNSERE HERBSTMODE MUSS SICH NICHT VERSTECKEN!



GALERIA KAUFHOF AM MARIENPLATZ • 2. UNTERGESCHOSS
089 / 231 85 793 (-491) • www.ustyle-fashion.de • onlineteam@ustyle-fashion.de • www.facebook.de/ustylefashion